

A stylized, high-contrast illustration of a mantis. The mantis is shown in profile, facing left. Its head is at the top left, with two long, thin antennae extending upwards. The body is large and rounded, with a prominent, dark, serrated section on the right side, likely representing the abdomen or a wing. The mantis is rendered in shades of gray and black against a white background.

**VORZEIT
FRÜHZEIT
GEGENWART**

INTERDISZIPLINÄRES BULLETIN

2/93

MANTIS VERLAG

Impressum

Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart *Interdisziplinäres Bulletin*

erscheint im Mantis Verlag Heribert Illig

D-8032 Gräfelfing Lenbachstraße 2a Tel. 089 / 87 88 06

ISSN 0934-4349

Herausgeber und Redaktion: Dr. phil. Heribert Illig

Contributing Editors:

Prof. Dr. phil. Dr. rer. pol. Gunnar Heinsohn, Universität Bremen,
FB 12, Postfach 330440, 2800 Bremen 33

Titelblatt: Der Entwurf stammt von *Hanjo Schmidt* 7000 Stuttgart 1
Esslinger Str. 22

Druckerei *H. Stock* 8489 Eschenbach Marienplatz 35

Bezugsbedingungen:

Wer 50,- DM auf das Verlagskonto einzahlt (außerhalb Deutschlands bitte 55,- DM bar oder als Euro-Scheck senden), erhält bei Erscheinen die fünf Hefte des Jahresabonnements 1993.

Vorrätige frühere Hefte können nachgeliefert werden: 9,- DM je **Heft** (**Doppelhefte:** 1-2/89 = 12,- DM; 2-3/90, 3-4/91 und 4-5/92 je 17,- DM). **Jahrgänge:** 1989 (1-5) = 35,- DM, 1990 (1-5) = 40,- DM, 1991 (1-5) = 40,- DM, 1992 (1-5) = 45,- DM

Copyright: Mantis Verlag

Für unverlangte Manuskripte und Fotos keine Haftung
Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Dr. Heribert Illig
Namentlich gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Konto: Heribert Illig Verlag 13 72 38-809
Postgiroamt München (BLZ 700 100 80)

VORZEIT-FRÜHZEIT-GEGENWART

Interdisziplinäres Bulletin

2. Heft, 5. Jg.

April 1993

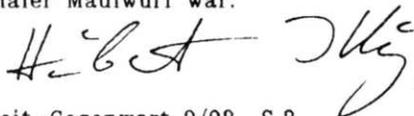
Editorial

Ein neues Heft zusammenzustellen ist ebenso erfreulich wie schmerzhaft. Erfreulich, weil sich weitere Bausteine unserer Geschichtsvorstellungen zusammenfügen und nicht selten unabhängig voneinander mehrere Artikel zu verwandten Themen bei mir eintreffen. Schmerzhaft, weil damit auch die Auswahl und ein Zurückstellen verbunden ist, das kein Autor gerne erträgt. In letzter Zeit vermehrte sich aber nicht nur die Zahl der Beiträge, sondern vor allem auch ihr Umfang. Doch erscheint es sinnvoll und notwendig, einem einzelnen Artikel nicht mehr als ein Drittel eines Heftes einzuräumen, damit jede Ausgabe eine "ordentliche" Themenvielfalt präsentiert. Aus diesem Blickwinkel heraus freut mich dieses Heft besonders: Seine Streubreite reicht vom Aurignacien über Antike und Mittelalter bis zu den Konsequenzen in unseren Tagen. Und wem das Thema "Ägypten" zu kurz kommt, der wird durch ein neues Buch zum Pyramidenbau entschädigt, das im Juni in den Versand geht (S.79).

In diesen Tagen haben die Geologen Tollmann gewissermaßen einen offiziellen Versuch gestartet, den Katastrophismus nicht nur hoffähig zu machen, sondern zur tragenden Säule in ihrem Theoriegebäude auszugestalten (S.4,11). Insofern könnten wir alle zufrieden sein, daß einer unserer Grundgedanken endlich von den etablierten Wissenschaften aufgegriffen wird. Leider passiert das in einer Weise, die uns gar nicht gefallen kann, denn hier wird unbekümmert in fremden Ideenrevieren gewildert.

Auf unserem Jahrestreffen wird dies genauso Diskussionsthema sein wie das jähe Auftauchen von Zwergmammuts in pharaonischen Zeiten auf der russischen Wrangel-Insel (S.6). Im Heft selbst konnten beide Themen nur angerissen werden. Klar ist, daß "verspätete" Mammuts der Tollmannschen Sintflut, die doch alle Mammuts "um 3 Uhr früh mitteleuropäischer Zeit, an einem 23. September, vor 9545 ± wenigen Jahren" vernichtet, ein Schnippchen schlagen. Die überaus wenigen Menschen haben nach Tollmanns jahrtausendlang in Höhlen überlebt, wohl genauso wie die kleinen Mammuts. So bekommen wohl die alten Steppenjäger Sibiriens doch recht, für die das Mammut schon immer ein überdimensionaler Maulwurf war.

Bis Frankfurt Ihr

 23.4.

Einladung nach Frankfurt

Unser Jahrestreffen am 21. - 23. Mai 1993

Zu allererst bitte ich um Voranmeldung, damit insbesondere Hans Heiner Maier für den **freitäglichen Vorabend** disponieren kann.

Voranmeldung: Maier (069/ 721084) oder Illig (089/ 878806).

Wir sind ab 19.30 Gast bei Herrn Maier: Frankfurt 1, Eppsteiner Str. 20. Die Kosten für die Verköstigung, per Umlage gedeckt, werden ein normales Abendessen nicht übersteigen. Die nächstgelegene U-Bahn-Haltestelle ist 'Westend' (U6 und U7).

Samstag und Sonntag tagen wir jeweils ab 10.00 ein paar Häuser weiter: Im 'Palais Jalta', Bockenheimer Landstr. 104, gleich bei 'Deutscher Bibliothek' und 'Palmengarten', dessen Beschilderung die Autofahrer durch Frankfurt lotsen kann. Wer vom Bahnhof im Untergrund anreist, fährt mit der U4 bis zur Konstablerwache und von da mit U6 oder U7. Das 'Palais Jalta' liegt zwischen den Haltestellen 'Westend' und 'Bockenheimer Warte'.

Tagungsthemen, chronologisch, nicht zeitlich geordnet:

Franz Löhner: Die Umlenkwellen als ebenso einfaches wie effizientes Hilfsmittel, eine Pyramide zu bauen. Mit Modellen zur praktischen Demonstration;

Benny Peiser: Griechische Flutkulte; zu ihrer Form und zu der Frage, ob sie ein 7.000 Jahre altes Ereignis erinnern.

Dieses Thema bezieht sich auf das soeben erschienene Buch der Geologen Alexander und Edith Tollmann: "Und die Sintflut gab es doch. Vom Mythos zur historischen Wahrheit", das mit seinem Anspruch, erstmals seit Cuvier den Katastrophismus wieder wissenschaftlich salonfähig zu machen, im Anschluß diskutiert werden wird. Zur vorherigen Lektüre dringend empfohlen.

Gunnar Heinsohn: Die Wiedereinsetzung des armenischen Volkes in sein urartäisches Erbe

Hanjo Schmidt: Zum Bronzeguß im allgemeinen, zum Sargon-Kopf im speziellen. Eine praktische Demonstration und ein stilistischer Vergleich;

Hans-Ulrich Niemitz: Die Stratigraphie Frankfurts als Nachweis für die Phantomzeit des Frühen Mittelalters;

Heribert Illig: Das Geheimnis um das griechische Feuer. Ein technologischer Beitrag ohne praktische Vorführung;

Manfred Zeller: Resümee über die Forschungen zum Vorderen Orient im Frühen Mittelalter;

Round-table-Diskussion über unsere Kalenderangaben mit zwei ein-führenden Beiträgen:

Heribert Illig: Zur Problematik eindeutiger chronologischer Angaben in Mittelalter und Antike,

Christoph Marx: Vorschlag für einen ganz neuen Kalender;

Zum alsbaldigen Gebrauch noch einmal Hotelliste und Lageplan:

Hotels in Fußwegnähe: (Tel. 069- / Preise für Bett / EZ / DZ)

Sophien-Hotel, Sophienstr. 36 / 702 034 / 58 / 75 / 135

Hotel West, Gräfstr. 81 / 2479020 / 35 / ? / ?

Pension Backer, Mendelssohnstr. 92 / 747990 / 30 / 40 / 60 (spartanisch, 2 Min.)

Hotel Diana, Westendstr. 83 / 747007 / 34 / 85 / 148 (charmant, 50er-Jahre, 5 Min.)

Palmenhof-Hotel, Bockenlh. Landstr. 89 / 7530060 / 80 / 180 / 250 (edelst, 1 Min.)

Hotels an den U-Bahnen Nr. ... , 15 - 20 Min. entfernt:

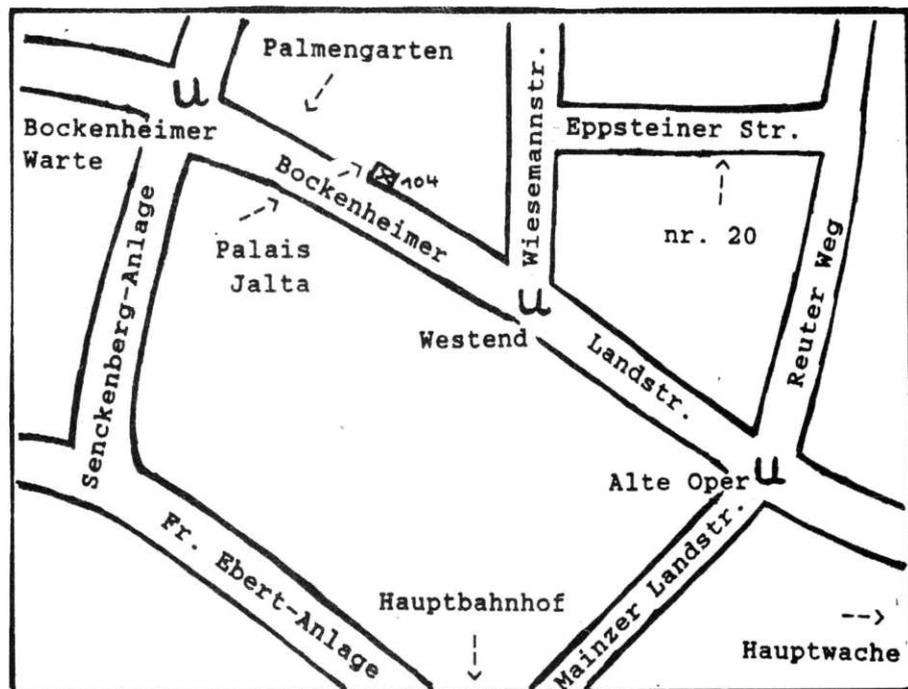
U 1-3 Pension Uebe, Grüneburgweg 3 / 591209 / 29 / 55-85 / 90-130

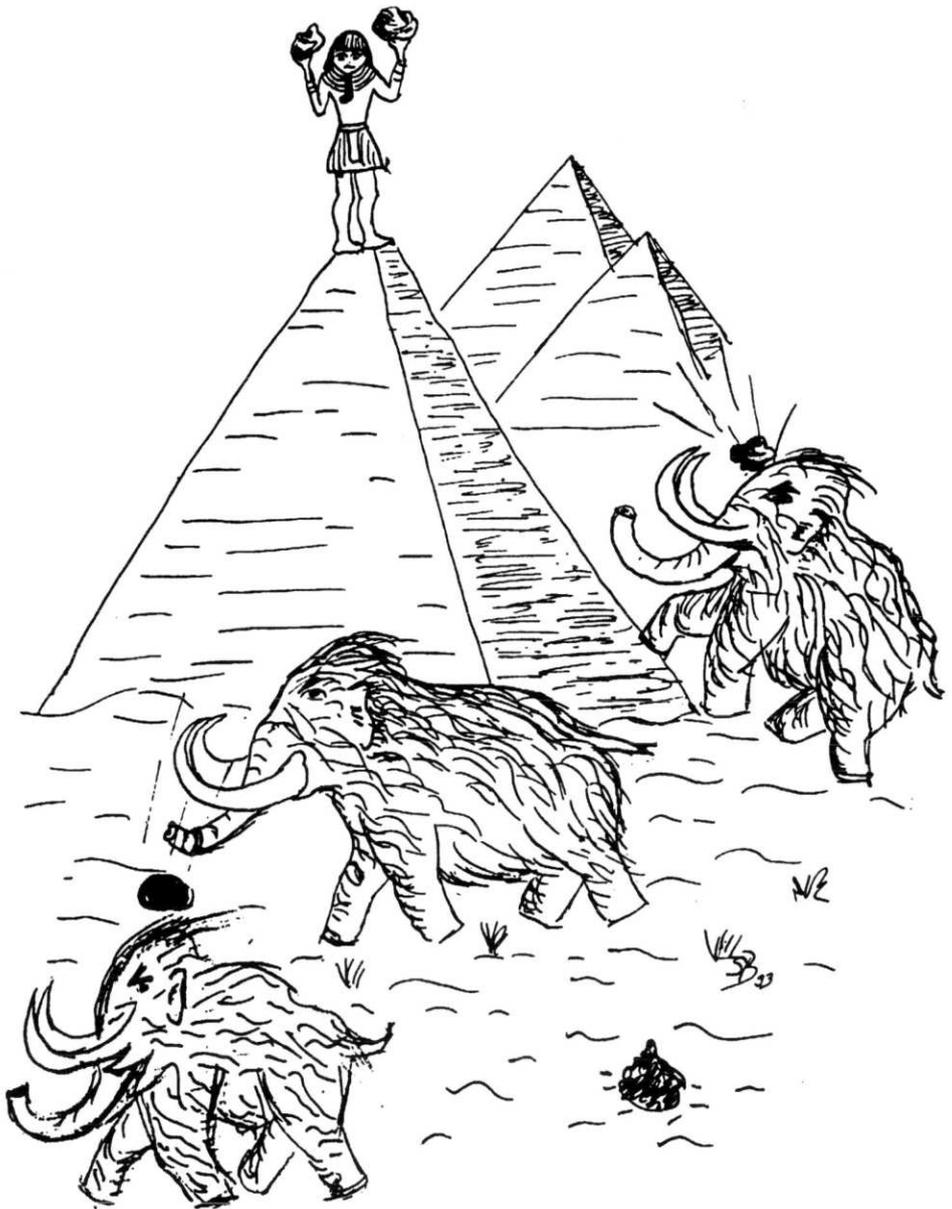
U 1-3 Hotel Meyn, Grüneburgweg 4 / 590170 / 35 / 150 / 180

U 1-3 Hotel Turm, Eschersh. Landstr. 20 / 154056 / 32 / 130 / 195

U 6-7 Liebig-Hotel, Liebigstr. 45 / 727551 / 29 / 130 / 175

U 6-7 Hotel Mozart, Parkstr. 17 / 550831 / 56 / 145 / 210





Milton Zysmans Vorschlag an die Ägyptologie für eine definitive Pyramidentheorie, nachdem im März 1993 ein Zwergmammut in die Pyramidenzeit, sprich ins späte -3. Jtsd. herrschender Lehre datiert werden mußte [Der Spiegel, 5.4.93, 282f]; *Bremer Cartoon*

Vom Ötzi und anderen Fälschungen

Zwei Buchbesprechungen zur Alt- und Jungsteinzeit

Heribert Illig

Gibt es eine tollere story als jene vom Mann aus dem Gletscher? Vom Eis befreit, von Messner besucht, als Mittelaltermensch geboren und dann blitzschnell in die Kupfersteinzeit veraltet, gleich die Staatsbürgerschaft gewechselt und zum Zentrum eines ungeheuren Medien- und Wissenschaftsrummel avanciert. Und das alles binnen 19 Monaten, seit dem 19. September 1991.

Keiner konnte sich dem Ötzi entziehen, seine Globalkarriere lief auf Hochtouren an. Sie wurde durch seltsame Umstände - auf den Bergen haust der Mythos - noch begünstigt: Der Welt berühmtester Bergsteiger und Yeti-Begegner kommt - seit Monaten vorausgeplant - zwei Tage nach dem Fund auf die Similaun-Hütte und schenkt uns die erste Schlagzeile: 'Alter Krieger auf Messners Pfaden'. Seitdem erfahren wir täglich Neues und immer Widersprüchlicheres. Schon in meiner Jahresvorschau hatte ich deshalb doppeldeutig einen Artikel angekündigt: "Ist der Ötzi ein Simili?" Dahinter steckte faktisch, daß der Ötzi nicht im nordtiroler Ötztal, sondern im südtiroler Similauntal gefunden wurde und deshalb korrekter mit Simili anzusprechen wäre. Daß Simili(stein) primär einen unechten Edelstein bezeichnet, war eine erwünschte Assoziation. Inzwischen haben zwei Autoren, **Michael Heim** und **Werner Nosko**, diesem Thema ein ganzes Buch gewidmet, das meine Mutmaßungen bei weitem übertrifft: "**Die Ötztal-Fälschung. Anatomie einer archäologischen Grotteske**". [Die Postverordnung - aber das ist eine andere Grotteske - läßt bei Büchersendungen nicht mehr zu, daß in Rezensionen Verlag und Preis genannt werden, weswegen ich hier nur sagen darf, daß dieses Buch eines Reinbeker Verlages vielleicht nicht wohlfeil, aber doch sehr feil ist.]

Auf 203 Seiten finden sich alle Seltsam- und Unmöglichkeiten, die gegen einen Eis-Ötzi sprechen. Er hatte einen gnädigen Gletscher: Die Leiche ist weder verstümmelt noch zerquetscht noch in Leichenwachs verwandelt, wie das alle übrigen Gletscher mit allen anderen Leichen machen; außerdem hat er sich schon seit Jahren oder Jahrzehnten von der Fundstelle zurückgezogen. Auch beim langsamen Ausapern geschah dem Körper - er sollte sukzessiv verwesen oder von Tieren aufgefressen werden - kein Leid. Der gute Gletscher hat Beil und Bogen (der in Wahrheit nur ein zu langer Stock für zu kurze Sehnen ist) aufrecht am Felsen lehnen lassen; und die hölzerne

Rückenkraxe verharrte stoisch auf ihrem Fels, obwohl sie entweder der Gletscher verschoben und zermahlen oder der Wind längst heruntergeblasen haben müßte, denn sie wäre allemal jahrelang eisbefreit gelegen. Daß auch Grasreste, das seltsame Toupet wie auch sonstige Utensilien völlig unzerdrückt dicht bei Ötzi lagen, braucht angesichts dieses Softeis-Gletschers nicht mehr zu wundern. Sein Beil war aus Bronze, solange der Gesamteindruck und die ersten C^{14} -Messungen auf -2000 und Mittlere Bronzezeit hinwiesen, mutierte aber zum reinen Kupfer, als die C^{14} -Messungen auf -3300 korrigiert und kalibriert wurden. Davon unbeindruckt zeigt es trotz Jahrtausenden in Schnee und Eis keine Patina - ein veritables Wunder.

Wie überdauerte die Mumie? Dafür gibt es heute ein prächtiges Szenario: Der Mann stirbt bei einem Kälteeinbruch und wird durch Schockgefrierung mumifiziert. Dann tauen Föhnwinde den Toten auf und dörren ihn (beim Sterben muß er derartig aufs Unterholz gefallen sein, daß ihm weder das zeitweilige Auftauen schadete noch Tiere gefährlich wurden). Schließlich überdeckte ihn der vorbeikommende Gletscher so in einer Mulde, daß er vor dem fließenden Eis und seinen Scherkräften geschützt war.

Mit dieser absurden, doch offiziellen Theorie kommen wir zu der Grotteske anderer Teil. Die beiden Autoren haben pointiert geschildert, wie der Ötzi zum Motor, ja zum Perpetuum mobile nicht nur des Innsbrucker Wissenschaftsbetriebes umfunktioniert wurde. Das dortige Gelehrtenteam entwickelt Aktivitäten, die sich auf einen bekannten Nenner bringen lassen: gewinnträchtigste Vermarktung bei größtem Ruhm. Um Ötzi-Alter und -Herkunft nicht zu gefährden, unterblieben bislang zahlreiche Untersuchungen wie C^{14} -Messungen am Axtstil, metallarchäologische Untersuchungen der Axtklinge, Bestimmung der Kastrationsart oder Stilvergleiche bei den Tätowierungen. Statt dessen werden die teilnehmenden Wissenschaftler mit einem ausgeklügelten Vertrag gezwungen, jeden Zweifel an eine Uralt-Gletscherleiche für sich zu behalten. Daß sich noch anderes Allzumenschliche rings um den Toten abspielt, belegt dieses Buch überdeutlich.

Seine beiden Autoren sind sich einig: Der Mann im Eis "ist ein Witz, ein glaziologisches Phantom, eine tiefgefrorene Nessie aus dem Winterloch" [S.69], weshalb sie "die Prozession der Forschungssünden auf ihren weiteren Kreuzwegstationen durch die Talsohlen von Inkompetenz, mangelhaftem interdisziplinärem Denken, Informationschaos und Satire" weiterbegleiten [S.129]. Während ich ihrem "Indizienprozeß gegen Unbekannt" guten Erfolg wünsche, möge der Tote dereinst wieder in Frieden ruhen.

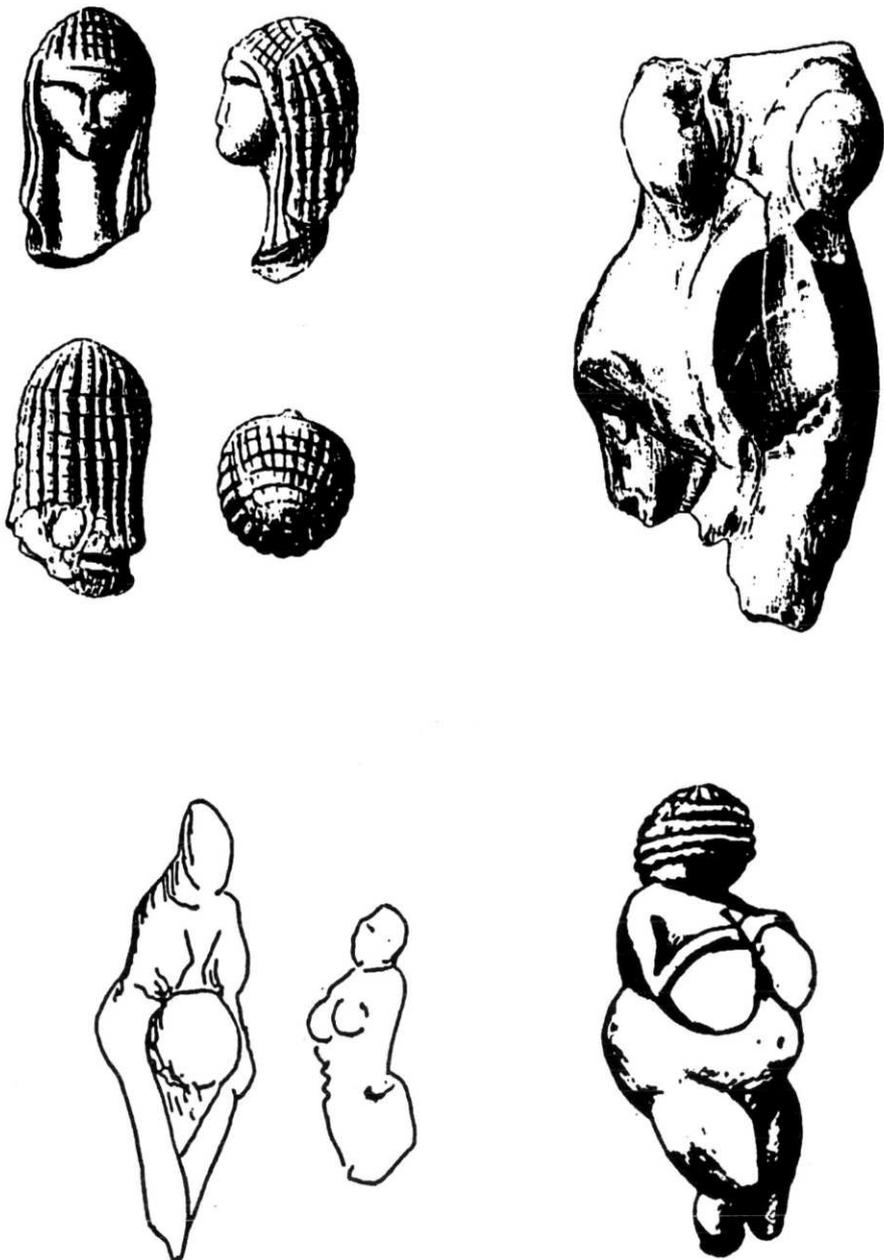
Wesentlich unauffälliger, gewissermaßen skandallos fiel ein anderer Fälschungsnachweis aus, der seit 1990 in Buchform vorliegt und mir von Birgit Liesching, Brüssel, nahegebracht wurde. Doch die Arbeit von Ulrich Niedhorn: "The Lady from Brassempouy a Fake - a Hoax?" aus der Reihe 'Isernhägener Studien zur frühen Skulptur' trifft die Vorgeschichtsforschung an einer zentralen Stelle.

Der Rezensent darf daran erinnern, daß er in seiner 'Veralteten Vorzeit' auf S. 149 den Waffenschmied Pierre Georgelin zitiert hat. Ihmzufolge mußte die altsteinzeitliche "Dame von Brassempouy" mit Stahlwerkzeugen hergestellt worden sein. Dies konnte nur zweierlei bedeuten: Stahl im Paläolithikum oder Fälschung! Niedhorn hat mit guten Argumenten auf Fälschung entschieden. Doch sein Verdikt richtet sich nicht allein gegen diese Dame. Aus einer Gruppe von 14 Skulpturen, die aus Brassempouy, Laugerie-Basse und Mas d'Azil stammen, bleiben lediglich zwei echte. Und die schon immer umstrittene Fundgruppe aus Baoussé-Roussé alias Grimaldi (Menton) entpuppt sich mit allen sieben Figuren als Fälschung aus der Zeit um 1900.

Schließlich erklärt er mit großer Wahrscheinlichkeit die 'Venus von Petrkovice' und vor allem die weltberühmte 'Venus I von Willendorf' für schlichte Fälschungen. Bei diesem Fund von 1908, dessen Ausgräber sich nicht über die Fundschicht im Löß einigen konnten, sprechen zahlreiche Punkte gegen die Authentizität:

- Die Haartracht entspricht exakt der einer ägyptischer Figur aus der Wiener Aegyptisch-Orientalischen Sammlung, die seit 1891 ausgestellt ist;
- die Darstellung von Armen, Händen und Fingern fehlt i.a. vollrunden Plastiken des Paläolithikums;
- die Gliederung der Beine in Schenkel, Knie, Unterschenkel und Füße tritt an echten Aurignacien-Figuren nicht auf;
- der mittelharte Kalkstein ist kein damals gebräuchliches Material;
- die Figur ist äußerst pedantisch aus dem Material gehackt - eine erst im Megalithikum verbreitete Technik - und zeigt an der Frisur frische Oberfläche;
- ihre Symmetrie ist allzu ausgewogen.

Der Autor weiß als Bildhauer mit jahrzehntelanger Erfahrung, von was er spricht. Seine Argumentation stützt sich auf Material- und Werkzeugkunde genauso wie auf stilkritische, kompositorische Vergleiche. So kennt der altsteinzeitliche Künstler weder Sockel noch Grundlinie und keine darauf aufbauende Vertikalität, weder Spiegelsymmetrie noch Frontalität. Indem Niedhorn Kriterien für die Aurignacien- und die Gravettien-Skulptur erarbeitet, reduzieren sich berühmte Funde



Vier Fälschungen

l.o.: Lady von Brassempouy; r.o.: Weiblicher Torso von Brassempouy;
 l.u.: zwei Figurinen von Baoussé-Roussé; r.u.: Venus von Willendorf

auf simple Fälschungen, die sogar in zeitliche und stilistische Abhängigkeit gebracht werden können.

Niedhorn geht auch den oft seltsamen Auffindungsgeschichten nach oder der Frage, wie ein Fälscher zu Mammutzahn kam, doch an der antikisierenden Patinierung scheiterte. Wieder müssen wir zur Kenntnis nehmen, daß Forschung und Fälschung Wand an Wand beheimatet sind. Im vorliegenden Bulletin wird auch bei langobardischen Königsurkunden festgestellt, daß zum Zeitpunkt ihrer ersten kritischen Bestandsaufnahme Fälscher auf demselben Niveau wie die Forscher aktiv geworden sind. Dort wird sogar von "gelehrten Fälschungen" gesprochen. Inwieweit bei den altsteinzeitlichen Plastiken herausragende Wissenschaftler wie Edouard Piette, 1894 Ausgräber von Brassempouy, getäuscht oder selbst aktiv geworden sind, bleibe hier dahingestellt.

Auf alle Fälle ist größtmögliche Skepsis angesagt, wenn es um Funde und Befunde aus den Pionierzeiten der Archäologie geht. Eine einmal als echt akzeptierte Fälschung kann alle darauf aufbauenden Schlüsse in Makulatur verwandeln. Erinnern wir uns nur an Colonel Vyse, der wie bestellt Cheops-Kartuschen in der bis dahin hieroglyphisch anonymen Cheops-Pyramide, Djoser-Kartuschen in Sakkara und Mykerinos-Kartuschen in der Mykerinos-Pyramide "fand" und nur bei der Cheops-Hieroglyphe den Druckfehler eines just erschienenen Standardwerks übernahm [vgl. Illig: "Ägyptischer Schiffsbau"; in GRMNG-Bulletin 5/86]. Das ist zwar eine andere Geschichte, doch immer dieselbe.

Bei unserem Jahrestreffen und im nächsten Heft werden wir uns mit Nachempfindungen anderer Art beschäftigen: Bei dem soeben erschienenen Sintflut-Buch der Wiener Geologen Alexander und Edith Tollmann drängt sich ein Vergleich mit dem überaus ähnlichen Szenario des Wiener Otto Muck auf, das dieser 40 Jahre früher gleichfalls samt Sintflut und Atlantis entworfen hat. Bei Ehepaar Tollmann wird Muck im Register vergessen, im Text unter der Rubrik "Autor von spekulativen, quasi-belletristischen Sachbüchern" abgetan. Dort ist auch Immanuel Velikovsky einquartiert, dessen "phantasievolle Vielfalt der dargebotenen Katastrophen" verhöhnt wird, doch gleichwohl ein noch tollereres Äquivalent erhält. Tollmanns Buch erscheint jetzt, wie Peter Mikolasch mitteilt, in täglichen Abdrucken in Österreichs größter, bildähnlicher Tageszeitung, in der 'Kronen-Zeitung' ("Morgen lesen Sie: Eine Katastrophe jagt die andere").

Widerspricht die Gleichsetzung

Assyrekönige = Perserkönige dem Befund der Bibel?

Karl Günther

Für die Rekonstruktion der altorientalischen Geschichte ist Heinsohns Identitätssetzung von persischen Großkönigen und Assyrieherrscher von zentraler Bedeutung. Ihr liegt zugrunde, daß Assyrien als militärisches, administratives und wirtschaftliches Zentrum des Perseerreiches für drei Jahrhunderte keine Schichten hinterlassen hätte. Heinsohns Folgerung lautet: Die etwa in Nimrud und Ninive hiatusfrei unter hellenistischen und parthischen Schichten liegenden Strata können nicht assyrisch, sondern müssen persisch sein; folglich müssen auch die ihnen von der modernen Geschichtsschreibung zugeordneten mittel- und spätassyrischen Herrscher Perserkönige sein.

Heinsohn, Zeller (mit Abweichungen) und Radke haben folgende Identitäten der Herrscher aufgereiht [vgl. Radke 14]:

- | | |
|--|------------------------------------|
| 1. Kyros II. = Adad-Nirari I. | 6. Dareios II. = Sanherib |
| 2. Kambyses II. = Salmanassar I. | 7. Artaxerxes II. = Esarhaddon |
| 3. Dareios I. = Tukulti-Nin.I. und/oder T.III. | 8. Artaxerxes III. = Assurbanipal |
| 4. Xerxes I. = Tukulti-Ninurta I. | 9. Arses = Ashur-Etil-Ilani |
| 5. Artaxerxes I. = Sargon II. | 10. Dareios III. = Sin-Shar-Ishkun |

Illig drückt mit Recht seine Verwunderung darüber aus, daß die antiken Berichtersteller nichts von diesen Identitäten gewußt haben. Er versucht diese Diskrepanz mit dem Wirrwarr zu erklären, den die alten Quellen ohnehin bieten, und zeigt dies beispielhaft am "immer gerühmten Geschichtsverständnis und -wissen der Juden" auf. Sowohl die Rabbinen als auch Josephus erwähnen die Herrscher zwischen -424 und -336 nicht; letzterer kennt keine Geschichte nach Artaxerxes I. und vor Dareios III. [Illig 52f].

Das Unwissen der jüdischen Berichtersteller verweist uns auf ein bisher nicht zufriedenstellend gelöstes Problem zurück, das auch die vorliegende Rekonstruktion tangiert: Welcher Stellenwert kommt der jüdischen Überlieferung als Geschichtsschreibung zu? Welche verlässliche Informationen lassen sich aus der biblischen Überlieferung gewinnen? Diese Fragen sind noch weitgehend unbeantwortet. Die bisherige Diskussion im Bulletin ist mit den Namen Andersen, Heinsohn, Illig und dem des Autors verknüpft. Sie soll kurz wiedergegeben und fortgeführt werden.

Was den Charakter biblischer Jahreszahlen betrifft, so dürfte inzwischen unstrittig sein: Diese chronologischen Angaben dürfen nicht unkritisch übernommen werden. Dies ist bei den verschiedenen kombinierten, 40jährigen Intervallen offenkundig [vgl. Illig 1992, 31f], gilt aber auch für vermeintlich konkrete historische Zahlen - also solche, die Ereignisse von wenigen Jahren Dauer bezeichnen [so Andersen] -, wie Schedl für die Bücher der Richter und Könige am Leningrader Codex aufgezeigt hat. So zufällig sie scheinen mögen, ordnen auch sie sich einem Gesamtplan unter [Günther 1990a, 82ff].

Wie steht es aber um die Verlässlichkeit von Informationen über Ereignisse und Orte? Die biblischen Geschichtswerke geben zwar vor, Geschichtsschreibung zu sein, aber diese wird heute primär als eine ideologische angesehen, womit die mangelnde Übereinstimmung mit der rekonstruierten historischen Wirklichkeit erklärt werden kann. I. Velikovskij war insofern konservativ und bibelfundamentalistisch [vgl. Whelton], als er erneut Informationen der biblischen Überlieferung als Ereignisse wie als Datierungen ernst nahm. Heinsohn hat statt dessen den stratigraphischen Befund in den Vordergrund gerückt und mit ihm die Identitätsgleichung Mittel- und Spät-Assyrerkönige = Perserkönige aufgestellt.

Nach Würdigung der Stratigraphie nimmt Heinsohn biblische "Kerninformationen" vorläufig ernst, nicht aber ihre so oft zahlenmystischen Datierungen. Das unterscheidet ihn von zahlreichen Archäologen, die ihren Befund nicht in Einklang mit den biblischen Geschichten bringen können und daraufhin diese in Bausch und Bogen verwerfen [Heinsohn 37-40].

Welche Konsequenzen ergeben sich nun aus den ernstgenommenen Identitätssetzungen von Assyrer- mit Perser-Herrschern für die biblische Geschichtsdarstellung?

Wenn wir der neuen Königsreihenfolge vertrauen, dann bestätigt sich der schon oft behauptete programmatische Charakter biblischer Geschichtsschreibung gerade für die voralexandrische Zeit. Die der Perserzeit - aller Wahrscheinlichkeit nach korrekterweise - zugeschriebenen Ereignisse müssen auch als Modell für die "voralexandrische" und "vorpersische" Zeit der Königsbücher gedient haben. Deshalb treten die Perserkönige unter assyrischen Namen ein zweites Mal auf. Aber diese Verdopplung haben die biblischen Kompilatoren nicht fehlerlos durchgehalten. So klingt die von Heinsohn vorgeschlagene Identität verschiedenorts deutlich an:

"[...] der achämenidische König von Persien, dessen Reich die Zusammenfassung des neubabylonischen und damit auch des assyri-

schen Reiches mit Iran darstellte, wird Esra 6,22 [...] als **König von Assur** bezeichnet" [Levy-Torczyner 552; meine Hvhb.].

Wenn die Autoren hiermit nur einen legitimierenden Titel verwenden wollten, ähnlich dem des 'Königs von Kisch', dann ist schwer verständlich, warum auf ein angeblich fast zwei Jahrhunderte zerstörtes Reich zurückgegriffen worden wäre. Pure Legitimation scheidet vollends aus, wenn im Buch *Judith* die Namen Assyrien und Assyrer zur Bezeichnung des neubabylonischen Reichs Nebukadnezars verwendet werden [ebd].

Was wäre der Grund für die verdoppelte Geschichte? Eine der beiden Darstellungen, die der Königs- und Chronikbücher, hätte als primäre Aufgabe gehabt, mit Hilfe einer fiktiven Vergangenheit Menschen eine Identität zu geben, die sie zuvor nicht hatten, indem sie ihren Vorfahren eine ethnisch-kultische Identität als Israeliten zugesprochen hat. Im Gegensatz zu dieser ideologischen Darstellung wäre die andere dann "wirkliche" Geschichtsschreibung gewesen. Hier ließe sich spekulieren, daß König David, der den ersten Tempelbau initiiert hat, aus dem Perserkönig Kyros abgeleitet ist. Salomo hingegen, der den Bau ausführt, würde dann zum alter ego von Dareios I., der das Dekret seines Vorgängers "wiederauffindet" und den Bau ausführen läßt, so daß erster und zweiter Tempel identisch würden.

Dieses "Wiederauffinden" hat Methode in der biblischen Geschichtsschreibung. Es sei daran erinnert, daß die Tora nach talmudischer wie nach biblischer Überlieferung mehrmals in Vergessenheit geriet und "wieder aufgefunden" wurde [vgl. Günther 1990b, 36f]:

- Im Tempel gefunden zu Josias' Zeit, also unmittelbar vor dem Exil;
- Esra bringt sie als Gesetz des Königs Artaxerxes mit bzw. zurück;
- Im Tempel aufgefunden in makkabäischer Zeit [2 Makk 2,13f].
- spätere Neubegründungen durch Rabbi Hillel und Rabbi Chijja.

Die Kompilatoren scheinen den Kunstgriff des "Wiederauffindens" dann zu benutzen, wenn nur hierdurch die unverzichtbare Legitimation aus der Vergangenheit gewonnen werden kann.

In einem weiteren Punkt bestätigt die jüdische Überlieferung Heinsohns Vorgehen. Auch sie reduziert die endlose Reihe assyrischer Herrscher, die fast gänzlich ein Produkt der modernen Assyriologie ist, durch die Annahme von alter egos:

"Nach San. 94 a sind die Namen Tiglat-Pileser, Schalmaneser, Sargon, Assenappar nur Beinamen für Sancherib" [Gutmann/Guttmann 569].

Aber auch in der nachexilischen, persischen Zeit ergibt die jüdische Geschichtsschreibung ein seltsames Bild. Die von Illig hervorgehobene Lücke bei den späten Perserkönigen läßt sich nur bestätigen. Nehmen wir einen Satz aus Daniel:

"Im ersten Jahre des Darjawesch, des Sohnes Aschaschweresch, vom Samen Madai, welcher zum Könige eingesetzt wurde über das Reich der Kasdim" (Dan 9,1).

Xerxes wird damit zum Vater des Dareios, während das Abstammungsverhältnis in heutiger Geschichtsschreibung genau umgekehrt gesehen wird. Die Diskrepanz wird üblicherweise [s. Illig 52] so aufgelöst, daß vor Kyros II. ein Dareios d. Meder und ein Xerxes geführt werden, deren geschichtliche Evidenz durch nichts bewiesen ist. Besser wäre es, Aschaschweresch nicht mit Xerxes gleichzusetzen - diese Identität beruht auf Esra 4,5.6 -, sondern mit Artaxerxes I. Dann würde wie im Geschichtsbild des Josephus auf Artaxerxes I. eben Dareios III. folgen, womit die Stelle aus Daniel salviert wäre. Es würde zudem erklären, warum Septuaginta (zu *Esther*) und Josephus den biblischen Aschaschweresch stets mit Artaxerxes wiedergeben [HS].

Das Buch *Esther* verkürzt aber auch die Zeit zwischen dem Ende der judäischen Monarchie und Aschaschweresch, indem es ihn nach allgemeiner Ansicht ganz ungeschichtlich mit dem Schicksal des Judentums verknüpft.

"Der geschichtliche Xerxes hat 485-465a geherrscht, wogegen Esth. 2,5 angibt, Mordechai, der spätere Wesir A.s, sei mit König Jojachin, also 597, demnach 112 Jahre vor dem Regierungsantritt des A., aus Jerusalem in die Verbannung gezogen" [HS].

Die Lösung, Artaxerxes I. = Aschaschweresch als unmittelbaren Vorgänger des Dareios III. anzusetzen, würde auch erklären, warum die legendenhaften Zusätze der Septuaginta zum Buche *Esther* diesen König in die Nähe Alexander des Großen rücken: Haman der Mazedonier, Gegenspieler von Esther und Mordechai, will die Juden verderben und die persische Herrschaft in die Hände der Mazedonier bringen.

Folgt man den Angaben der Bücher *Daniel* und *Esther*, so verkürzt sich die Geschichte zwischen dem Ende der judäischen Monarchie und Xerxes bzw. Artaxerxes um mindestens 100 Jahre; die Lösung Artaxerxes I. = Aschaschweresch würde auch die Gesamtzeit des Perserreichs verkürzen. Nach dem Buch *Esther* tritt ferner in der Haltung der persischen Herrscher zu den Juden unter Aschaschweresch eine Wende ein. Dies paßt zur Chronik Seder Olam Rabbah, nach der für die Zeit vom zweiten Tempelbau bis zum Sieg Alexanders lediglich 34 Jahre bleiben (rabbinische Zeitrechnung, I. Newton; vgl. Illig 53).

Dafür sprechen im Grunde auch weitere Reduktionen innerhalb der jüdischen Überlieferung; denn sie

"identifiziert Darius mit Cyrus und Artaxerxes, welche letztere Namen bloß Epitheta seien" [Soloweitschik 805].

Für Dareios = Kyros spricht:

- Beide sind von zweifelhafter Abstammung; wie bei Sargon I. ranken sich um Kyros Berichte über Aussetzung und Errettung [vgl. Herodot I, 107-122];
- beide sind nicht die rechtmäßigen Herrscher, sondern gelangen durch eine Revolte an die Macht;
- beide bauen die Herrschaft der Perser zur Weltherrschaft aus;
- Kyros wie Dareios nehmen Babylon ein [ebd. I, 178];
- Kyros beendet das Exil der Juden, läßt sie nach Palästina zurückkehren und erlaubt ihren Tempelneubau [Psalm 137, Jesaia, Esra, 2 Chronik]. Dareios "findet" das Juden-Edikt des Kyros "wieder auf" und gibt den Juden wie seinen anderen Völkern sein Gesetz;
- für eine Identität beider spricht, daß "Darjawesch der Meder" als der direkte Nachfolger von Belsazar, dem Regenten Nabonids und Gegenspieler des Kyros, erscheint [Dan 6,1];
- die talmudische Überlieferung bringt ihn mit Kyros zusammen; sie bezeichnet beide als Heerführer, nach einer anderen Überlieferung als Türwächter Belsazars [Soloweitschik 805].

Für Dareios = Artaxerxes spricht:

- Dareios gewährt den Juden durch ein Edikt Vergünstigungen; Artaxerxes gibt ihnen sein Gesetz;
- nach talmudischer Überlieferung ist Esra im siebten Jahr der Regierung des Dareios nach Palästina gekommen [Soloweitschik 805], nach biblischer Überlieferung hingegen unter Artaxerxes;
- es kommt dreimal zu einer Wende persischer Politik gegenüber den Juden: unter Kyros (Edikt), unter Dareios ("Wiederauffinden") und unter Artaxerxes, wie die Bücher *Esra* und *Esther* belegen; sowohl unter Kyros wie unter Artaxerxes endet das Exil.

Unterstützung könnte die biblische Reduktion persischer Herrscher insofern finden, als nach der Rekonstruktion von Weißbach auch die persische Geschichte Verdopplungen enthalten könnte. Aus der bisherigen Achaimenidenreihe Kyros I. - Kambyzes I. - Kyros II. - Kambyzes II. [vgl. LZFG 'Achaimeniden', 10] - kennt Herodot nur jeweils einen Kyros und einen Kambyzes, wobei Kambyzes hier dem Kyros vorausgeht [Herodot VII, 11], während Kambyzes ansonsten der Sohn von

Kyros II. ist [Herodot I, 208]. Insofern sollten die Bisutun-Inschriften des Dareios, die eine andere Reihenfolge wiedergeben, kritisch betrachtet werden. Aber auch durch diesen Vorschlag werden nicht alle Widersprüche bei Herodot beseitigt [vgl. Herodot I, 111 und VII, 11].

Fazit: Eine derartige Identitätssetzung persischer Herrscher würde die Zeit von -559 bis -330 auf höchstens 100 Jahre verkürzen. Und für die assyrischen Herrscher ergäben sich weitere Reduktionen: Adad-Nirari wäre mit Tukulti-Ninurta und Sargon II. gleichzusetzen, sofern dies der Stratigraphie nicht widerspricht.

Literatur

- Andersen, Hans J. (1988): "Wieweit ist die biblische Chronologie historisch?"; in *GRMG-Bulletin* 1/88, 14ff
- Gutmann, Jehoschua/ Guttman, M. (1929): "Assyrien im Talmud"; in *Encyclopaedia Judaica*, Bd. 3, Berlin; hier Sp. 569
- Günther, Karl (1990a): "Dürfen die chronologischen Angaben der Bibel historisch genommen werden?"; in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* II (2-3) 82ff
- (1990b): "Abraham und Genesis - Die Problematik von 'oral history'"; in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* II (4) 27
- Heinsohn, Gunnar (1991): "Stratigraphische Chronologie Israels"; in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* III (5) 37-52
- (1992): Perserherrscher gleich Assyrerkönige?; Gräfelting
- (1993): "Darius II. und Sennacherib/Sanherib nebst einem Identifikationsvorschlag für Xenophons assyrische Ruinenstädte Larissa und Mespila"; in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* V (1) 15-51
- Herodot (1971): *Historien*; Stuttgart
- HS = Heller, B./ Soloweitschik, M. (1928): "Achaschweros"; in *Encyclopaedia Judaica*, Bd. 1, Berlin Sp. 702ff
- Illig, Heribert (1992): *Chronologie und Katastrophismus*; Gräfelting
- (1993): "Juda und seine persischen Könige"; in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* V (1) 52
- Levy, Julius/ Torczyner, Harry (1929): "Assyrien"; in *Encyclopaedia Judaica*, Bd. 3, Berlin; hier Sp. 552-569
- LZFG = Strasburger, Gisela (1984): *Lexikon der frühgriechischen Geschichte*; Zürich
- Radke, Ralf (1993): "Die frühen persischen Großkönige. Ein weiterer Identifizierungsversuch"; in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* V (1) 6
- Schedl, Claus (1986): *Zur Theologie des Alten Testaments*; Wien
- Soloweitschik, M. (1930): "Darius"; in *Encyclopaedia Judaica*, Bd. 5, Berlin; Sp. 801-805
- Whelton, Clark (1989): "Velikovsky und der Fundamentalismus"; in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* I (3) 12

Karl Günther 6702 Bad Dürkheim, Schlachthausstr. 3c

Vier Anmerkungen zum letzten Heft

Winni Marold (Weinsberg): Die geöffneten Löwenknie

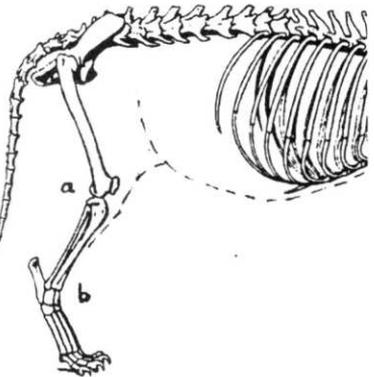
In "Darius II. und Sennacherib/Sanherib" (Heft 1-93, 15) hat Gunnar Heinsohn sich mit dem Hohlguß großer Bronzestatuen beschäftigt und speziell mit einem Zitat des Sennacherib, der als erster zwölf "an den Knien offene Löwenkolosse" in Ton gebaut und in Bronze gegossen habe. Heinsohn vermutet, es habe sich um Öffnungen in der Gußform der Löwenfiguren gehandelt, an die extra gegossene Unterteile später angefügt wurden, um das Entweichen von Gasen und Luft zu erleichtern. Doch dafür wäre eine Öffnung in Höhe der Kniegelenke einerseits überflüssig und andererseits viel zu wenig.

Sennacherib schreibt nur von den geöffneten Knien der Löwenfiguren. Wäre Heinsohns Interpretation richtig, hätte Sennacherib (Darius) auch von offenen Ellenbogengelenken der Löwen schreiben müssen und gleiches von den Stier- und Kuhkolossen.

Eine anatomische Betrachtung löst die Frage der geöffneten Knie. Rinder wie Katzen haben ein Kniegelenk, das so weit oben sitzt, daß es vielen Betrachtern als solches gar nicht auffällt. Sie suchen das Knie (a) eher beim Sprunggelenk (b).

Rinder können ihre relativ kurzen Oberschenkel nur wenig abspreizen und haben deshalb einen staksigen Gang. Katzen dagegen haben völlig frei bewegliche Oberschenkel, die sie auch vollständig vom Körper abspreizen können. Trotzdem sehen wir von einem Löwen, der ruhig steht oder schreitet, nur die Beine unterhalb der Knie- bzw. Ellenbogengelenke, also Unterschenkel und Füße. Erst wenn die Katze niederkauert, befindet sich das Knie fast in Höhe der Wirbelsäule und ist deutlich vom Leib abgespreizt.

Für einen Bronze gießer ist darum die Verführung "natürlich", den Löwen mit an den Leib angelegten Knien darzustellen. Will er aber den Löwen in der natürlichen Wildheit von Kampf-Positionen abbilden, muß er ihn "mit geöffneten Knien" darstellen, was für den Hohlguß verlangt, im Bereich der Hinterbeine statt einer dreifachen parallelen Hohlformen für Leib und beide Beine zu schaffen. Dies getan und die technischen Probleme der benötigten Schalen-Segmente gelöst zu haben, rühmt sich Sennacherib (Darius) mit Recht.



Hanjo Schmidt (Stuttgart): Löwenknie als technisches Problem

Bei der Wachsform für einen Tierkoloß müssen "Entwässerungsleitungen" für das ausfließende Wachs angelegt werden und zwar an jedem Endpunkt, jeder Unterschneidung, jeder irgendwie kritischen Stelle, an der sich eine Wachspfütze sammeln könnte. Und die in der Hohlform enthaltene Luft muß beim Gießen ebenso rasch entweichen können wie vorher das Wachs. Das erfordert viel Vorstellungsvermögen und Erfahrung. Deshalb ist ein Guß umso bemerkenswerter, je komplexer die Figur. Vier Extremitäten sind eine andere technologische Herausforderung als zwei und erfordern größere Kennerschaft. Mit "offenen" Knien, also einer unvollständigen Figur löst sich eigentlich keines der technologischen Probleme.

Heribert Illig: Zu Menschenopfern und Darius II.

Bei H. Illig ("Juda und seine persischen Könige") ist auf S.54 Darius II. unter jene Könige geraten, die nicht in der Bibel genannt werden, obwohl S.52 richtigerweise das Gegenteil steht.

P. Hasslers These, daß Azteken (und Maya) ihren Göttern gar keine Menschen(herzen) geopfert hätten, ist angreifbar. Zwar ist die aztekische Opferdarstellung [P.M. 3/93 S.42] erst nach der Unterwerfung entstanden, nicht aber (s.u.) die goldene Scheibe aus Chichén Itzá [V.v. Hagen (1962): "Sonnenkönigreiche; Berlin, S.179]. Und beim Ballspiel der Mayas war der Tod gegenwärtig, wie der als Totenschädel dargestellte Ball und die Enthauptung eines Spielers beweisen [Katalog Wien, 1993: Die Welt der Maya; Mainz, S.187]. Insofern gilt wohl eingeschränkt: Die Konquistatoren haben den Indios Hekatomben von Menschenopfern unterstellt, um selbst skrupellos töten zu können.



Die Wiedereinsetzung Armeniens in sein archäologisches Erbe. Eine Vorschau Gunnar Heinsohn

Nach herrschender Lehre blühte im Territorium Armeniens von ca. -900 oder sogar schon -1220 bis ca. -585 die Hochkultur des Ararat- oder Urartu-Reiches, dem sich bis -520 ein Dunkles Zeitalter und danach bis -331 eine Barbarei anschloß. Diese Verwüstung wird nicht zuletzt den angeblich von außen eindringenden Armeniern zugeschrieben, deren Territorium von Darius d. Gr. erstmals gegen -520 als *Armina* bezeichnet wird. Gleichwohl ringt schon der konventionell ins -9. Jh. datierte Schalmaneser III. mit einem Urartu-König, der den gut armenischen Namen Aram trägt. Die von den primitiven Armeniern verschuldete Ruinierung des Landes sei so tiefgreifend gewesen, daß nicht allein von -585 bis -520, sondern auch von -520 bis -330 nirgendwo in Armenien eindeutige Bauschichten ermittelt werden konnten, die dieses Vierteljahrtausend auch nur ansatzweise zu füllen vermögen. Nicht eine einzige Siedlung wurde gefunden, die zweifelsfrei in diesen großen Zeitraum gehörende materielle Funde liefern kann. Nicht eine einzige Schicht ist ans Tageslicht getreten, die für diese lange Periode unstrittig den Armeniern zugewiesen werden kann. Erst im Hellenismus ab -300 gibt es zweifelsfreie armenische Fundschichten. Sie haben die Archäologen fassungslos zurückgelassen, da die Armenier von -300 die materielle Kultur Urartus von -1220 bis -585 fortsetzen, die doch unter den Armeniern von -585 bis -300 bis zur Spurlosigkeit vernichtet worden sein soll. Niemand weiß, mit welcher Technik die Armenier ab -300 sich die materielle Kultur des Ararat-Volkes wieder zugänglich machen konnten, das schon vor Ankunft der Armenier in Armenien in einem dunklen Zeitalter verschwunden und danach mehr als zwei Jahrhunderte lang von den Armeniern einer systematischen Zerstörung ausgesetzt gewesen sein soll.

Diese Forschungslage der modernen Archäologie und Orientalistik zu Armenien hat die Gelehrten maßlos überrascht, weil die Berichte antiker griechischer Historiker wie Herodot und Xenophon in Armenien blühende Landschaften schildern, deren Produkte bis nach Babylon und weit darüber hinaus begehrt waren. Zugleich waren Macht und Reichtum Armeniens zwischen -520 und -330 so imponierend entwickelt, daß die Achämeniden sie auf zwei Satrapien (13 und 18) aufteilen konnten. Noch an der Seite von Darius Kodomannos kämpften -331 in Gaugamela über 40.000 Mann armenischer Elitetruppen.

Bis heute kann nicht verstanden werden, warum dieses kulturell so hochstehende und überdies für seine Fels- und Steinarchitektur berühmte Armenien keine archäologischen Spuren hinterlassen hat. Zugleich verkündet man heute jedoch voller Stolz, mit dem Reich **Urartu** auf dem Territorium Armeniens eine Zivilisation entdeckt zu haben, die selbst den brilliantesten Historikern und Geographen der abendländischen Antike vollkommen unbekannt geblieben war. Nichts scheint den Scharfsinn moderner Forscher besser hervortreten zu lassen als das Finden eines Landes, das der Antike schlichtweg entgangen war. Die Gelehrten des Altertums dürfen nun als besonders töricht gelten, weil Urartu immerhin über zwei fast volle Jahrhunderte gleichzeitig mit der griechischen Polis emporstrebte, deren erste Blüte die herrschende Lehre bekanntlich zwischen -776 und -585 datiert. Diese Gelehrten kannten aber im -5. Jh. der Perserzeit in Südostarmenien die Alarodier sehr gut, die in Keilschrift ohne weiteres als Urartier geschrieben werden können. Auch von diesem Schwestervolk der Armenier aus der 18. Satrapie hat die herrschende Lehre niemals eine eindeutig perserzeitliche Bauschicht vorzeigen können.

In meiner - separat erscheinenden - Arbeit soll gezeigt werden, daß die armenischen Urartu-Schichten ausschließlich aus wissenschaftsfremden - pseudoastronomischen und bibelfundamentalistischen - Motiven zwischen das späte -13. und das frühe -6. Jh. gelangt sind. Stratigraphisch liegen sie nämlich unmittelbar und hiatusfrei unter den hellenistischen Schichten ab -300, wo nach dem mächtigen Armenien der Perserzeit ja gesucht werden muß. Selbst in Jerebuni (Eriwan), wo achämenidische Reste des -5./4. Jhs. **direkt auf** Urartu-Funden liegen, reichen letztere gerade für - bibelfundamentalistisch ins -8./7. Jh. datierte - hundert Jahre und können erst zusammen mit ersteren die Perserzeit vor dem Hellenismus füllen. Deshalb kann nicht überraschen, daß im Hellenismus von -300 die angeblich schon -585 beendete Urartu-Kultur weitergeht. Ihre Schichten liegen in Wirklichkeit genau im perserzeitlichen Horizont. Wenn man sie aber aus unwissenschaftlichen Gründen für das -13. bis -6. Jh. 'verbraucht', muß selbstredend das Armenien der Perserzeit ohne archäologische Schichten bleiben.

In der Armenien-Studie wird also fortgesetzt, was mit des Autors Arbeit **Perserherrscher gleich Assyrekönige?** (Gräffelfing 1992) begonnen wurde. Die nachmitannischen Assyrer des -13. bis späten -7. Jhs. konnten darin auf stratigraphischem und historiographischem Wege als die nachmedischen Assyrer der Perserzeit von -550 bis -330

identifiziert werden. Herodots Aussage (*Historien* I:192), daß Assyrien die reichste Satrapie des gesamten Achämenidenreiches war, ließ sich somit bestätigen. Die Behauptung der herrschenden Lehre, daß Herodot geirrt haben müsse, weil man für die Herzprovinz dieses Weltreiches nicht einen Ziegel, ja nicht einmal eine einzige eindeutige Scherbe in Assyrien gefunden habe, konnte widerlegt werden. Es sind nun diese perserzeitlichen Assyrer,-die uns von Urartu in Armenien berichten und es sind deshalb die imponierenden Hinterlassenschaften Urartus, die dem perserzeitlichen Armenien zurückerstattet werden.

Auf dieselbe Weise konnte in der o.a. 1992er Untersuchung das angeblich ebenfalls ohne Hinterlassenschaft auch nur einer einzigen Scherbe aus der Geschichte verschwundene Volk von *Kat*-Patuka ("*Kap*-padokien" bei Herodot) wieder aufgefunden werden. Die alt-hethitischen, mitannizeitlichen und nachmitannizeitlichen, d.h. die vormedischen, medischen und nachmedischen Funde des Landes *Khat* wurden einer Nation *Khat/Khet* zugewiesen. Auch diese "*Heth*-iter" waren ja den antiken Historikern gänzlich unbekannt, wohingegen sie *Kat*-Patuka als mächtige und kriegerische Nation sehr ausführlich beschrieben haben. Wiederum waren also aus wissenschaftsfernen Motiven gewonnene Datierungen dafür verantwortlich, daß die Schichten von *Kat* für ein angeblich viel älteres Land *Khat* verbraucht wurden und daraufhin die perserzeitlichen Kappadokier von der modernen Orientalistik als bloße Erfindung griechischer Historiker verdächtigt werden konnten.

Prof. Dres. Gunnar Heinschn, 2800 Bremen 30, Universität FB 12, POB 330440



Öffentlichkeitsarbeit:

Die Volkshochschule Salzburg brachte im Rahmen ihres "Auditorium Academicum" vier Vorträge zum Thema "Katastrophismus". Am 3.3. sprach Prof. Dr. *Sigrid Jalkotzy* über "Griechenlands 'Dunkle Jahrhunderte'. Wanderungen, Kulturwandel und Kulturkontinuität". Am 10.3. folgte Prof. Dr. *Gottfried Tichy* mit "Die Saurier, Meister der Anpassung". *H. Illig* gab am 17.3. eine Antwort auf die Frage: "Wieviele Katastrophen trafen Erde und Menschheit?". Den abschließenden Vortrag am 24.3. widmete *Peter Mikolasch* dem Thema "Alte Katastrophenerfahrung in Teppichmustern und Architektur", das er bereits auf unseren beiden letzten Jahrestreffen sehr illustrativ behandelt hatte.

Das Ende des Hl. Benedikt ?

Der andere 'Vater des Abendlandes' wird auch fiktiv

Heribert Illig

Der Chronist der Fiktionalisierung kommt kaum noch nach. Schon wieder stirbt ein 'Patron Europas' und 'Vater des Abendlandes'. Hatte ich selbst mich darum bemüht, den sogenannten Karl den Großen ins Reich der Phantasie zu verweisen, so nimmt mir beim Heiligen Benedikt von Nursia die Kirche eine Arbeit ab, die mir - aus rein chronologischen Gründen - gar nicht dringend erschienen war.

"Benedikt avancierte derweil zu einem bedeutenden Heiligen innerhalb der katholischen Himmelshierarchie und erreichte 1964, mit seiner Ernennung zum Patron Europas, den vorläufigen Höhepunkt seiner Karriere. Doch jetzt droht ein unsanfter Sturz vom Sockel. Denn plötzlich steht in Frage, ob es den heiligen Benedikt von Nursia überhaupt gegeben hat. Und was besonders verblüfft: Die Zweifel an seiner historischen Existenz werden mit am vehementesten von Benediktinern aus der Münchner Abtei St. Bonifaz vertreten, von Angehörigen seines eigenen Ordens also" [Reichold]

Was ist geschehen? Zunächst nur eine Änderung des Blickwinkels, denn die Vita Benedikts war schon immer dürftig.

"Die historischen Daten über Benedikts Leben und Wirken sind unsicher, sie geben jedenfalls nicht soviel her, daß ein anschauliches Bild dieses Mannes entstehen könnte. Die Person Benedikts entgleitet immer wieder unserem Zugriff. [...] Benedikt tritt hinter seinem Werk zurück."

So schrieb Pater Anselm Grün OSB zum 1500. Geburtstag dieses Mannes, der nur der Gepflogenheit halber ins Jahr 480 datiert wird. Kenner des Christentums wissen seit längerem, daß Benedikts Wirken ephemer geblieben war: Sein Hauptkloster wurde noch im 6. Jh. zerstört, seine "Regel" wurde erst posthum durch den "Mönchspapst" Gregor I. propagiert und verbreitet. Insofern kamen die Kenner überein:

"weder kann man ihn den Gründer des abendländischen Mönchtums noch auch den Vater Europas nennen" [Angenendt 105].

Was mißfällt inzwischen an dieser zwar fragmentarischen, aber doch heiligmäßigen Vita? Vor allem das: Das wenige, das greifbar erscheint, ist nachweislich unwahr. So sind die ersten Stationen im Leben Benedikts zumindest seltsam. Der Zwanzigjährige zog sich von seinem Studienort Rom in die Einsamkeit der Sabinerberge zurück, nach Effide.

Dann folgte ein dreijähriger Aufenthalt in Subiaco im umbrischen Aniene-Tal, wo er zwölf Klöster gegründet haben soll. Heutige Kritiker stolpern nun darüber, daß Effide wie Subiaco damals regelrechte Ausflugs- und Touristenzentren waren. Hätte sich ein Ruhesuchender gerade dorthin zurückgezogen?

"Zudem lehnen sich die *topoi* der Benedikts-Vita auffällig an die märchenhaften Schilderungen orientalischer Hagiographien an und lassen den Verdacht aufkommen, daß hier Wundergeschichten plagiatorisch aneinandergereiht wurden, um einen neuen Heiligen zu kreieren" [Reichhold].

Woher stammt überhaupt unser Wissen um Benedikt? Von seinen Zeitgenossen, von all jenen Mönchen, die in seine Fußstapfen traten? Keineswegs, denn

"die Nachrichten über sein Leben gehen einzig und allein auf die legendarischen Schilderungen aus der Feder Papst Gregors I. zurück" [Reichhold].

Das zweite Buch seiner 'Dialoge' ist ganz dem Hl. Benedikt gewidmet, und es diente Jacobus de Voragine als Vorlage für sein Benedikt-Kapitel in der *Legenda aurea*.

Schon bislang war man sich klar darüber, daß nicht Benedikts Klostergründungen den Benediktinerorden verbreitet hatten. Denn die Hauptgründung Monte Cassino war 577 oder 581 von den Langobarden zerstört und nicht erneuert worden. So blieb es Gregor dem Großen (590-604) überlassen, die Erinnerung an Benedikt wachzurütteln. Insofern war es kein Zufall, wenn Abt Odilo Lechner von St. Bonifaz in München, dem auch das Kloster Andechs auf dem "Heiligen Berg" von Bayern untersteht, sein Geleitwort zu einem volkstümlichen Auszug der Benediktinerregel auf den 3.9. datierte und den Hinweis anfügte, dies sei nicht der Festtag Benedikts, sondern der von Gregor I. dem Großen [Propst 7]. Konnte dieser Hinweis schon 1976 so verstanden werden, daß hinter Benedikt ein Größerer stand, der ihn vielleicht sogar kreiert habe? Heute wird in dieser Abtei bereits überlegt,

"ob die Benedikts-Vita tatsächlich ein originaler Text Gregors des Großen ist und nicht eine spätere Hinzufügung" [Reichhold].

Was zeugt aus archäologischer Sicht von Benedikt? Von seinen zwölf Klöstern bei Subiaco wird nur ein einziges auf ihn selbst zurückgeführt. Aber Gregor I. hat 100 Jahre später das ganze obere Aniene-Tal Mönchen geschenkt und so eine Mönchsrepublik geschaffen, die sich zumindest nominell von 600 bis gegen 1750 hielt [Peterich II 481ff]. Bei Castel Sant'Elia östlich von Neapel hätte Benedikt eine

Basilika 520 gegründet, doch der Bau gehört dem 11. Jh. an [Peterich II, 440]. Eine weitere Kirchengründung wird ihm in den Marken, in San Severino Marche zugeschrieben: San Lorenzo in Doliolo, doch es haben sich keine Spuren des 6. Jh. erhalten [Peterich III 132].

529 erfolgte dann die Gründung von Monte Cassino, dem Mutterkloster abendländischen Mönchtums. Dieses Datum ist immer mit großer Ehrfurcht genannt worden, weil im selben Jahr Kaiser Justinian die platonische Akademie zu Athen als letzten heidnischen Ausläufer schloß, nachdem sie rund 914 Jahre lang bestanden hatte [Maier 37]. Seit alters her wird dieses Jahr 529 als die geistige Wasserscheide zwischen Antike und Mittelalter gesehen, repräsentativer als das unrühmliche Ende Westroms, das ziemlich willkürlich auf das Jahr 476 gesetzt worden ist und keine echte Zäsur darstellte. Seit alters her?

Wir stoßen hier auf die uns hinlänglich obskur gewordenen Karolinger. Denn es war Karls Alcuin, der seinem Kaiser schrieb:

"Wenn deine Absichten ausgeführt werden, so entsteht möglicherweise ein neues Athen im Frankenreiche, ein glanzvolleres Athen als das alte; denn unser Athen, geadelt durch die Lehre Christi, wird die Weisheit der alten Akademie übertreffen" [Maier 38].

Diese Renaissance, die sich uns nicht als karolingische, sondern als ottonische darstellt, stellte den unüberhörbaren Anspruch, neben Rom auch Athen zu beerben. Und so wirkt das Gründungsdatum von Monte Cassino als ein sehr bewußt und künstlich auf das Jahr 529 gelegtes. Karl der Fiktive kümmerte sich dann auffällig um die Benediktiner. Er besuchte im Jahr 787 das 717 wiedererrichtete Monte Cassino und ließ durch Paulus Diaconus eine Abschrift der Ordens-Regula besorgen. 802 setzte er auf der Synode in Aachen die Regula sogar als Reichsregel durch.

"Damit erlangt die Regula höchste Autorität als Staatsgesetz und Volksrecht. So kann sie zum Erzieher der europäischen Völker werden [...] und gilt als Norm für die Christenheit" [Maier 38].

Daß wir den Mönchen von Monte Cassino, gerade des 9. bis 11. Jhs.,

"die Erhaltung eines sehr großen Teils der Werke der antiken Schriftsteller zu danken" haben [Peterich II, 487],

braucht dann nicht mehr zu verwundern. Es wird eine lohnende Aufgabe sein, nachzuprüfen, wo nun wirklich diese antiken Werke überdauert haben: bei den Byzantinern, bei den Arabern oder in welchen Klöstern der westlichen Christenheit. Zu kontrovers sind die bisherigen Auskünfte.

So schemenhaft sich das Leben Benedikts zeigt, so kraftvoll manifestierte er sich im Tode. Zunächst starb er ja am 21.3., also am Tag

des Frühlingsbeginns und der Frühlingsäquinoktie, der angeblich und völlig unbeweisbar erst seit dem Konzil von Nicäa (325) auf dieses Datum gelegt worden sein soll. Sein Leib wurde 547 in Monte Cassino bestattet. 672 suchten französische Mönche die sterblichen Überreste in den seit 100 Jahren daniederliegenden Klosterruinen und brachten sie nach glücklicher Auffindung in die Abtei Fleury, die nach ihm Saint-Benoît de Fleury genannt wurde und heute Saint-Benoît-sur-Loire heißt.

"Unter Karl dem Großen weitete sich der kulturelle Einfluß der Benediktinerabtei auf die gesamte Christenheit aus" [Fischer-Hachette 1191].

Seit 1067 wurde dort an der Loire die berühmte Kirche errichtet, die bis heute seine Reliquien bewahrt, nachdem sie wundersamerweise drei Normannenerstörungen und den Brand von 1026 überdauert haben. Seltsamerweise berichtet der Große Brockhaus 1967 über Benedikts Reliquien: "Seine Gebeine wurden im 2. Weltkrieg in Monte Cassino nach der Zerstörung der Abtei aufgefunden." Insofern konnte ich im letzten Heft der Doppelreliquie des Kolumbus jene des Hl. Benedikts zur Seite stellen.

Nur wenige Kilometer flußab liegt übrigens Germigny-des-Prés, ein "karolingischer" Bau. Karls Tischgenosse Theodulf, Bischof von Orléans und Abt von Saint-Benoît-sur-Loire, soll sich hier 806 seinen Landsitz samt Oratorium erbaut und mit dem einzigen mittelalterlichen Mosaik Frankreichs geschmückt haben. Dieses musivische Meisterwerk der Karolingerzeit gilt allerdings als ravennatishen Steinchen des 6. Jh. zusammengesetzt, die wie andere Spolien aus Ravenna geholt worden seien [Aubert 519].

Aus unserer Sicht der Geschichte ergibt sich zwanglos (oder zwingend), daß auch die Benediktiner-Regel ein Mittel war, mit dem sich Kaiser und Papst respektive Kirche wechselseitig in immer höhere Ränge hochschaukelten. So wie unter Otto III. und Silvester II. das eigentliche Papsttum gegründet worden sein dürfte, das dem Kaisertum die geistigen Weihen verlieh, während der Kaiser dem Papst den Steigbügel hielt, so wurde ein großer Karl erfunden, der samt seinem Papst um 800 einen Vorläufer dieses Zweigestirns von 1000 bilden sollte. Diesem 'Vater des Abendlandes', diesem 'Leuchtturm Europas' stellte man mit Benedikt noch einen weiteren 'Vater des Abendlandes' zur Seite, von dem aus die Gläubigkeit und Geistigkeit des Christentums verbindlich über Europa zusammenschlug.

Damit fällt auch neues Licht auf die Ausbreitung des Benediktinerordens. Denn es dürfte kein Zufall sein, daß St. Benoît von 930

bis 942 vom Hl. Odo, dem Abt von Cluny, übernommen worden ist [Aubert 555]. Und Cluny, nicht St. Benoît hat den benediktinischen Impuls ab dem 10. Jh. getragen und

"war mit seinem berühmten Kloster fast zwei Jahrhunderte lang (zwischen 950 und 1130) die geistige Hauptstadt des Abendlandes" [Aubert 619].

Man kann also schließen, daß die Reliquienverehrung um Benedikt in St. Benoît nicht vor Abt Odo eingesetzt hat.

Neues Licht fällt auch auf die Gründung von Cluny durch Herzog Wilhelm von Aquitanien. Sie wird auf den 11.9.910 datiert, ein Datum, das gemäß meiner Rechnung gerade noch in fiktiver Zeit liegt und damit neu datiert werden muß.

Bei Streichung der Zeit zwischen 614 und 911 liegen zwei Klostergründungen praktisch zeitgleich: Cluny von "910" und Bobbio im Jahre 612/613. Bobbio ist eine seltsame Exklave, liegt es doch im italienischen Apennin, südlich von Padua, südlichste Gründung irischer Mönche. Der heilige Columban war mit zwölf Gefährten über Zentralfrankreich (Gründung von sieben Abteien im Marnetal, darunter Jouarre) nach Burgund vorgedrungen und hatte um 590 die Klöster Luxeuil und Fontaine gegründet. Dank der irischschottischen Missionare Avitus, Columban, Fridolin, Gallus, Lucius, Remigius, Severin und Trudpert bestanden gegen 600 bereits etwa 220 gallische Klöster columbanischer Provenienz [Angenendt 216]. Columban verließ Burgund im Streit mit der merowingischen Königin Brunhilde, die hingegen gute Kontakte zu Gregor I. hielt. Er begleitete seinen Konfrater Gallus in die Bodenseegegend, wo dieser um 613 seine Klause errichtete. Das Kloster St. Gallen soll erst gegen 750 an dieser Stelle gegründet worden sein; die heutige Barockkirche birgt nur eine Krypta des 10. Jhs.

Columban selbst wanderte weiter, nach Bobbio in langobardischem Gebiet, wo er 615 starb. Bobbio hat 643 teilweise die Benediktinerregel angenommen und gilt neben Monte Cassino als das bedeutendste Scriptorium, was die Tradierung antiken Wissens angeht [Brockhaus 'Bobbio']. Soweit die Vita Columbani, die natürlich - angeblich 40 Jahre nach seinem Tod entstanden - auch nicht rückhaltloses Vertrauen verdient.

Wenn heute der Verdacht geäußert wird, daß die Regula Benedicti gar nicht aus Italien stammt, sondern womöglich aus Irland [Reichold], dann würde das Bild bedeutend klarer. Im 6. und 7.-10. Jh. fänden wir einen Impuls des irischen Christentums, der von den Inseln aus nach Frankreich, Deutschland, Schweiz und Italien ausgriff, um sich

rasch in einen benediktinischen Impuls umzuwandeln, der wiederum ab dem cluniazensischen Papst Gregor VII. (der als benediktinischer Mönch Hildebrand hieß; vgl. Illig 57) zu einem italienisch-papsttreuen wurde.

Der Wirrwarr im frühen Mittelalter kann inzwischen niemanden mehr überraschen. Es verwundert eigentlich nur eines. 1964, als das im Zweiten Weltkrieg furchtbar verwüstete Monte Cassino wiedererrichtet war, erklärte Papst Paul VI. den Hl. Benedikt zum 'Patron und Beschützer Europas'. Damals führte der Papst den frischgebackenen Patron mit den Worten ein: "Die Kirche braucht dich noch immer - Die Welt braucht dich noch immer" [Maier 41]. Brauchen Kirche und Benediktinerorden den Hl. Benedikt heute nicht mehr?

Literatur

- Angenendt, Arnold (1990): Das Frühmittelalter. Die abendländische Christenheit von 400 bis 900; Stuttgart
- Aubert, Marcel (1973²): Romanische Kathedralen und Klöster in Frankreich; Wiesbaden
- Fischer-Hachette Reiseführer Frankreich (1986); Frankfurt/M.
- Grün, Anselm OSB (1979): Benedikt von Nursia. Seine Botschaft heute; Münsterschwartzach
- Illig, Heribert (1991): "Fälschung im Namen Konstantins"; in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* III (2) 50-66
- Maier, Vitalis OSB/ Franzel, Emil (1973): Europa und die benediktinische Geistigkeit; München (auf dem Titelblatt fälschlich Mayer für den Abt von Ottobeuren)
- Peterich, Eckart (1958-63): Italien. Ein Führer; 3 Bände, München
- Probst, Benedikt OSB (1976): Benediktiner-Regel. Auszug; St. Ottilien
- Reichold, Klaus (1993): "Ein Mann von zweifelhafter Herkunft. Am Sonntag [21.3.] feiert die Kirche den Todestag des Heiligen Benedikt"; in *Neueste Nachrichten. Lokalteil der Süddeutschen Zeitung für den Landkreis München* vom 20.3.1993, S.2

Nachzutragen bleibt eines: Auf den Artikel von Klaus Reichold hin schrieb ich nicht nur (über die *Süddeutsche Zeitung*) an ihn, sondern auch direkt an das Kloster St. Bonifaz in München, um bibliographische Hinweise zu erhalten. Beide Adressaten enthielten sich bis zum Redaktionsschluß am 23.4. jeder Antwort.

Das lateinische Mirakel

Wurzelprobleme der Romanistik

Winni Marold

Mit der lateinischen Sprache ist ein in der Kulturgeschichte einzigartiger Vorgang verknüpft, der ein Wunder zu nennen wäre, zumindest aber zur Verwunderung hätte Anlaß geben sollen. Latein hat viele europäische Sprachen vollkommen am Ort erhalten gebliebener Völker spurlos fast abzudanken genötigt, ein einmaliges Ereignis, das gleichwohl mehrfach stattgefunden hat.

Gallien - Frankreich

Als die gallischen Kelten von Caesar besiegt wurden, waren sie mehrere zahlreiche Völker mit mindestens einer Sprache, der **keltischen**, die aber aus mehreren Dialekten bestand oder, wahrscheinlicher, mit mehreren einander ähnlichen Sprachen. Sowohl in landwirtschaftlichen wie in technischen Fertigkeiten scheinen sie den Römern ebenbürtig gewesen zu sein. Als das Römische Reich zusammenbrach, 500 Jahre später, hatten die Kelten Frankreichs ihre Sprache(n) völlig verloren und redeten statt dessen ein "Neo-Latein" oder "Volkslatein" oder "Vulgär-Latein", wie immer man es nennen mag. Genauer, sie redeten danach zwei einander ähnliche Sprachen: Nördlich der Loire **Französisch** (Langue d'Oïl), südlich der Loire **Provenzalisch** (Langue d'Oc). Beide Sprachen (nicht Dialekte) entstanden "aus dem Volkslatein Galliens" [M. VII 226f].

Iberische Halbinsel

Dasselbe Phänomen finden wir im heutigen Spanien und Portugal. Dort gibt es drei (oder vier) Sprachen, die ebenfalls dem Vulgärlatein entstammen:

- a) "das" Spanische, richtiger als **Castellana (Kastilisch)** bezeichnet. Im 16. Jh. noch wurde von den "Spaniern" die eigene Sprache als *Lengua Castellana* bezeichnet;
- b) das **Katalanische**, eine Sprache, die in mehreren Dialekten vorkommt und gesprochen wird in Katalonien (span. *Cataluña*, katalan. *Catalunya*) in Teilen Aragons und der Provinz Valencia, auf den Balearen, in Andorra, im französischen Roussillon sowie in der Gegend um Alghero auf Sardinien. "Das Katalanische geht auf das

Vulgärlatein zurück, Einflüsse anderer romanischer Sprachen sowie des Arabischen sind nachweisbar" [M. XI 249];

- c) das **Galicische**; hier handelt es sich um die in Nordwest-Spanien gesprochene Sprache, jener Provinz Galicia, deren Name an Gallia und Gälisch, Wallis und Wales erinnert [M. VII 332];
- d) das **Portugiesische**; es ist dem Galicischen so ungemein ähnlich, daß gleichermaßen behauptet wird, es sei aus diesem [M. VII 332, XVII 237] oder dieses aus jenem entwickelt [B. VI 726]; nur muß man bedenken, daß Portugal landschaftlich die südliche Fortsetzung von Galicia entlang der Atlantikküste ist und erst seit 1139/1297 politisch abgetrennt ist. Ich vermute, daß beide Sprachen sich nicht stärker unterscheiden als Flämisch und Niederländisch.

Nord-Italien

Dasselbe Phänomen tritt in jenem Bereich auf, den die Römer ursprünglich Gallia genannt haben, das Gebiet der Po-Ebene, das sie später mit **Gallia Cisalpina** ("diesseits der Alpen") bezeichneten. Auch die Sprachen jener Gallier in der Gegend der heutigen Städte Torino, Milano, Brescia, Verona sind auf dieselbe wundersame Weise verloren gegangen.

Ebenso in **Ligurien**. Über die Ligurer (heutiges Zentrum Genova/Genua; die Stadt, aus der Kolumbus wahrscheinlich stammt) wird uns berichtet: "Ein Volk, das, in mehrere Stämme unterteilt, ursprünglich von den Pyrenäen bis in die Po-Ebene und auf Korsika siedelte, seit dem 6. Jh. v.Chr. durch die Etrusker, seit dem 4. Jh. durch die Kelten auf das Gebiet der Meer Alpen und den Ligurischen Apennin zurückgedrängt wurde. Erste Kämpfe mit Rom 328 und 236, Unterwerfung 187-175. Ihre Sprache (Ligurisch), von der außer wenigen Namen nur Reliktörter in den modernen romanischen Dialekten des Gebiets zwischen Marseille und Arezzo erhalten blieben, läßt sich nur zum Teil als indogermanisch deuten, zum Teil wirkt sie ganz unindogermanisch" [M. XIII 149]. In Genova wird im Volk auch heute noch eine Sprache gesprochen, die sich vom Italienischen so sehr unterscheidet, daß man dafür ein Wörterbuch nötig hätte. Gleichwohl ist das **Genovesische** als romanische Sprache gut erkennbar. In einem fachlich kompetenteren Lexikon ist keine Rede mehr davon, daß die Sprache der Ligurer nicht indogermanisch sei [P. III 648f].

Sprach-Inseln

Weitere Verwunderlichkeiten sind kleinere Rest-Sprach-Inseln des Lateinischen in Graubünden (**Rätisch/West-Ladinisch**), in Süd-Tirol (**Zentral-Ladino**), vermutlich identisch mit der alten Melauner Kultur, deren Gebiet erst -15 von den Römern unter Drusus erobert wurde, und im Friaul mit seinem Zentrum Udine (**Friulisch/Ost-Ladinisch**). [M. XVIII 88, P. II 1481f].

Dazu kommt außerhalb Italiens eine riesige Sprachinsel viel weiter östlich, das heutige **Rumänisch**, jene "aus der nördlich und südlich der Donau gesprochenen lateinischen Sprache entstandene, zu den romanischen Sprachen gehörende Sprache, die vor allem in Rumänien [...] gesprochen wird" [M. XIX 28]. Jene Gegend ist von den Römern als Dacia 106 zur Provinz gemacht und 271/272 schon wieder verloren worden. Frage: Wieso verlieren dort lebende Völker, die von den Römern unterworfen werden, binnen 160 Jahren ihre Muttersprache, obwohl bei ihnen bekanntlich germanische Legionäre aus der Gegend des Niederrheins und sonstige Söldner nicht-lateinischer Sprachherkunft stationiert waren?

Wie gehen Muttersprachen verloren?

Dieselbe Frage stellt sich auch hinsichtlich aller anderen genannten Völker. Wie kommt ein Volk in seiner Heimat dazu, die eigene Muttersprache aufzugeben und statt dessen eine fremde Sprache zu übernehmen?

1. Ein Volk wird ausgerottet. Mit dem Aussterben des Volkes stirbt auch seine Sprache. Beispiel dafür sind die Indios von Hispaniola, der ersten Insel der amerikanischen Sphäre, die die Spanier 1492 erobert haben. "[...] 1493 begann die europäische Besiedlung; die durch Versklavung und [die von den Europäern eingeschleppten] Seuchen rasch zurückgehende einheimische Bevölkerung wurde ab 1505/18 weitgehend durch schwarze Sklaven ersetzt" [M. V 285]. Viele Völker sind inzwischen gestorben (worden) und mit ihnen ihre Sprachen.

2. Ein Volk wird besiegt, teils vertrieben, teils vernichtet und im übrigen vom Eroberer-Volk so sehr majorisiert, daß dessen Individuen eine Überlebens-Chance nur noch haben, wenn sie sich dem Majoritäts-bildenden Siegevolk assimilieren und in ihm aufgehen. Das war wahrscheinlich das Schicksal der Kelten in Südwestdeutschland, so-

weit sie nicht schon vorher weggezogen sind. Aber das häufige Vorkommen der Wörter Welsch und Windisch in Ortsnamen weist darauf hin, daß in manchen etwas abgelegenen Dörfern die alte Bevölkerung sich noch über Jahrhunderte hinweg behauptet hat.

3. Viele verschiedenen Völker strömen in einem Gebiet zusammen. Eines dieser Völker hat ein sprachliches Übergewicht; dessen Sprache wird als *Lingua franca* von allen übernommen, weil eine gemeinsame (Zweit-)Sprache für alle nützlich ist (auch in verschieden-sprachigen Paarbeziehungen, deren Kinder oft dreisprachig aufwachsen), was niemanden hindert, daheim die Muttersprache zu reden. Ein Beispiel dafür bieten die USA. [*Lingua franca* im ursprünglichen Sinne war die Verkehrssprache im Mittelmeerraum, die sich zur Zeit venezianischer und genuesischer Vorherrschaft in der Levante - aus italienischen und arabischen Wörtern - bildete.]

Hier ist eine Betrachtung der **Kreol-Sprachen** erforderlich. Der Definition nach handelt es sich um die Sprache von Menschen mehrerer Muttersprachen, die sich um die Sprache eines Herrenvolks bildet. Als typisch dafür gelten die spanischen Kreol-Sprachen, die entstanden sind durch die Verschleppung afrikanischer Sklaven mit verschiedensten Muttersprachen. Bedingung für das Entstehen einer Kreol-Sprache ist die Trennung vom Gebiet der Muttersprache und das Zusammentreffen mehrerer Muttersprachen am selben Ort.

4. Ein besiegtes und von Fremden beherrschtes Volk bekommt die Bedingungen des Zusammenlebens diktiert. Teile des besiegten Volks assimilieren sich dem Herrschervolk, geben ihre eigene Kultur und Muttersprache auf zugunsten einer individuellen Karriere. Ein derartiges auf Gruppen beschränktes Übertreten beseitigt eine Sprache nicht. Sobald die Fremdherrschaft endet, setzt die Muttersprache sich wieder vollständig durch, angereichert durch Wörter, die aus dem Herrschaftsvolk übernommen worden sind. Diesem Phänomen begegnen wir überall in der Welt.

Wie vollzieht sich denn **das Aufgeben der Muttersprache** etwa bei den Kelten südlich der Loire? Die Kinder lernen von ihren einheimischen Eltern die Muttersprache, sie besuchen keine Schule, in der sie Latein lernen. Es gibt keinerlei Druck, die Muttersprache aufzugeben, und auch kaum einen Anreiz. Um Geschäfte mit den Römern machen zu können, genügen übliche Zweitsprachen-Kenntnisse. Wahrscheinlich ist, daß in der Nähe der Garnisons-Städte des öfteren Frauen Kinder von/mit Legionären bekommen und daß manche junge Männer Legionäre

werden oder gern in die Dienste der römischen Herren treten. Sie können ein lebhaftes Interesse daran gehabt haben, ihre einheimische Kultur einschließlich der Muttersprache aufzugeben; aber das waren kleine Minderheiten.

Weder für die Kelten Frankreichs noch für die Iberer haben Bedingungen vorgelegen, die sie hätten bewegen können, ihre Muttersprachen aufzugeben. Auch für die Bildung einer lateinischen Kreol-Sprache fehlten die Voraussetzungen. Die römische Besatzung war dünn und wurde nur in Kriegszeiten in den Kriegsgebieten vorübergehend verstärkt. Dazu kommt, daß die Römer relativ früh schon Legionäre aus dem beherrschten Volk zogen. Die Römer besetzten zentrale Orte, von denen aus sie ihre Munizipal-Verwaltung betrieben und Steuern eintraben, aber das Volksleben ging weiter. In der Nähe der Garnisonsorte entstanden Kolonien, teils große Gutshöfe mit Sklavenwirtschaft, teils Höfe einfacher Siedler. Die Gutsherren waren an einer Latinisierung der Einheimischen nicht interessiert, die kleinen Siedler waren häufig keine Römer, nicht einmal Italiker.

Zur Dominanz von Latein und Griechisch

Wann und wie geben Menschen ihre Muttersprache auf und was veranlaßt sie dazu? Diese Frage ist mehr als berechtigt angesichts der Tatsache, daß wir andernorts zu anderer Zeit jahrhundertelange Fremdherrschaft beobachten, ohne daß dies der Kraft der Muttersprache mehr als einige Dutzend Fremdwörter eingebracht hätte, die innerhalb kurzer Zeit zu einheimischen gemacht werden.

Kleinasien und Syrien sind ziemlich früh von der Römern erobert worden. Dort findet sich keine Spur einer Volkslatein-Sprache. Man könnte einwenden, daß im östlichen Mittelmeerraum seit der hellenistischen Eroberung das Griechische die Lingua franca war, die sogenannte *Koine*. Nur ist in den heutigen dort gesprochenen Sprachen das Griechische nur in gewissen Begriffen beteiligt, während noch heute etwa in Syrien oder der angrenzenden Türkei Aramäisch gesprochen wird. Nirgends hat sich ein "Neo-Griechisch" oder "Volksgriechisch" gebildet, das zur neuen Sprache eines anderen Volkes geworden wäre, außer in Griechenland selber.

Wie haben es die Römer erreicht, daß im keltischen Nord-Italien, in Ligurien, auf Sardinien, Korsika und Sizilien, im französischen Gallien und in Iberien die Menschen ihre Muttersprache aufgegeben haben zugunsten eines Volks- oder Neo-Lateins? Und warum haben sie es nicht geschafft gegenüber den Basken?

Die **Basken** siedeln in den westlichen Pyrenäen bis zum Oberlauf des Ebro, damals wie heute. Das ehemalige Königreich Navarra entspricht fast vollständig ihrem damaligen wie heutigen Siedlungsgebiet. Sie sind zur selben Zeit unter römische Herrschaft geraten wie die Kastilier im Süden, die Galicier im Westen und die Katalanen im Osten. Im Norden grenzten sie an die "Gallier" der französischen Atlantikküste, die erst rund hundert Jahre später von den Römern unterworfen wurden. Es ist kein Unterschied in der Art der römischen Verwaltung und Herrschaft bekannt. Die Sprache der Basken gilt als nicht-indogermanisch. "Die Bewohner des von den Römern Vasconia genannten Landes bewahrten ihre Eigenständigkeit gegenüber Römern, Westgoten, Mauren und Franken" [M. III 74f].

Warum behalten sie ihre Muttersprache, während alle Völker ringsum ihre Muttersprachen völlig aufgeben und statt dessen ein örtliches Volks-Latein reden? Und warum bewahren die Völker ringsum ihre sprachliche Selbständigkeit gegenüber Westgoten, Mauren und Franken, versagen darin aber *nur* gegenüber dem Latein der Römer, das einen uns unverständlichen Zauber auf sie ausübt?

Nach offizieller Lesart haben Griechen **Süditalien** und Ost-Sizilien von -700 bis -250 nicht nur beherrscht, sondern es hat dort auch volkreiche Städte griechischer Bevölkerung gegeben, 400 Jahre lang. Es sind dort nur wenige Spuren ihrer Sprache geblieben, obwohl die Römer anscheinend begeistert ihre Kultur aufgenommen und imitiert haben. Von griechischer Sprache ist bis heute nur eine kleine Insel in "Terra d'Otranto" geblieben [P. V 327f].

Türken, Araber und andere

Die **Türken** haben **Griechenland** beherrscht von etwa 1460 bis 1830, 370 Jahre lang, ohne mehr als einzelne Begriffe in der griechischen Sprache zu hinterlassen. Auf dem Balkan haben die **Türken** **Bulgarien** von etwa 1400 bis 1908 beherrscht, ohne je die bulgarische Sprache ausgelöscht zu haben. **Süd-Serbien** haben die **Türken** von etwa 1400 bis rund 1870 beherrscht, haben aber keine hundert Namen und Begriffe im Serbischen hinterlassen. Die **Albaner** waren ebenfalls rund 500 Jahre unter türkischer Herrschaft, ohne daß dies dem Albanischen mehr als einige Dutzend Fremdwörter eingebracht hätte.

Die **Araber** hatten **Süd-Spanien** von 714 bis 1492 unter ihrer Herrschaft. Mehr als einige Dutzend Wörter geben davon nicht Zeugnis im Andalusischen.

Von etwa 1600 bis 1945 herrschten die Niederländer in **Indonesien**. Keines der dort lebenden Völker hat die eigene Sprache zugunsten eines Vulgär-Niederländisch aufgegeben.

Mindestens seit 1600 leben in Südost-Anatolien die **Kurden** unter türkischer Herrschaft. Trotz aller Verfolgungen haben sie bis heute ihre Muttersprache nicht aufgegeben und verstehen sich mit den in Nord-Irak und West-Iran lebenden Kurden besser als mit den Türken, die zu einem erheblichen Teil türkisierte Kurden sein dürften.

Obwohl die Spanier bei den Azteken planmäßig und zielstrebig so gut wie alle "Kulturträger" (Priester und Adel) ausgerottet haben (schon in den ersten zehn Jahren seit der Unterwerfung), gibt es sie und ihre Sprache **Nahuatl** noch immer, und die Friedens-Nobel-Preisträgerin des Jahres 1992 (Rigoberta Menchú) ist Aztekin und redet diese Muttersprache. Und noch immer sprechen große Minderheiten von Indios in **Südamerika** entweder Ketschua oder Aymara, und auch in **Nordamerika** sprechen die Reservats-Indianer noch immer ihre Muttersprachen. Warum also war es mit der lateinischen Sprache völlig anders als mit Griechisch, Niederländisch, Spanisch, Türkisch, Arabisch? Gibt es darauf eine plausible Antwort?

Italien und Latein

Im engeren Herrschaftsgebiet der Römer, im heutigen Italien, finden sich ähnliche Rätsel. Über **Italienisch** heißt es: "Zu den romanischen Sprachen innerhalb der indogerman. Sprachfamilie gehörende, aus dem Lateinischen hervorgegangene Sprache [...] Die Italienische Schriftsprache hat sich im wesentlichen aus der toskanischen Mundart entwickelt [...] Keine andere romanische Sprache weist so viele und voneinander so stark abweichende Mundarten auf wie das Italienische, die zugleich eine so starke Selbständigkeit gegenüber der Schriftsprache gezeigt haben" [M. X 347f]. "Der Wortschatz [des Italienischen] ist gekennzeichnet durch die Erhaltung solchen lateinischen Wortguts, das in anderen romanischen Sprachen untergegangen ist, sowie durch germanische, provenzalische und französische Elemente" [ebd]. Diese Mundarten werden in drei großen Gruppen unterschieden:

1. im Norden die gallo-italienischen Mundarten in Piemont, Lombardei, Emilia-Romagna, in Ligurien und Venetien;
2. Mittel-Italien mit dem Toscanischen und Umbrischen;
3. die Mundarten Süd-Italiens.

Die Grenzen zwischen diesen drei Sprachgruppen, die verharmlosend "Mundarten" genannt werden, geben Anlaß zur Verwunderung. Denn die Südgrenze der gallo-italienischen Mundarten verläuft von Sarzana (ca. 20 km nordwestlich Carrara) auf dem Kamm des Apennin bis Ancona und ist damit zugleich die Nord-Ost-Grenze der mittelitalienischen Gruppe, des lateinisch-toskanischen Sprachgebiets. Dieses endet südlich der Linie Ancona-Rom. Das erinnert noch immer daran, daß schon zur Zeit der Etrusker der Tiber mit Rom die südliche und auch östliche Grenze dieses Gebiets war.

Viel gewichtiger noch: "Seit Beginn des 4. Jh. v. Chr. bewohnten die gallischen Senonen den Adriaküstenstreifen zwischen Aesis-Esino und Utens" [P. II 683]. Das bedeutet: Nachrückende Kelten hatten den italischen Stämmen (Sabnern/Umbrenn) den ganzen Streifen Landes zwischen dem Kamm des Apennin und der Adria abgenommen, sie daraus vertrieben. Die Römer haben dieses Gebiet etwa 100 Jahre später erobert. Sie nannten es "Gallicus Ager" [P. II 683]. Jene damals durch gallisch-keltische Eroberung entstandene Sprachgrenze besteht bis heute fort trotz römischer Eroberung um -280.

Etrusker und Toscana

Ebenso interessant ist die Feststellung, daß die **heutige italienische Hochsprache** ihre Wurzel in einer toscanischen Mundart hat, nicht etwa in einer lateinischen Schriftsprache. Die heutige Toscana und deren Sprachgebiet entspricht im wesentlichen dem Kernland Etrurien der **Etrusker**. Das ist seltsam. Denn aus dem Altertum sind uns für jenes Gebiet nur Etrusker berichtet, über die sich die Wissenschaftler einig sind, daß sie kein indo-europäisches Volk gewesen seien, dessen Sprache als Proto-Indoeuropäisch und Peri-Indoeuropäisch bezeichnet wird. Jedenfalls wird das aus den schriftlichen Zeugnissen der Etrusker geschlossen, deren Sprache bis heute nicht hinreichend enträtselt ist. Ihr Alphabet gilt als Westgriechisch (also von Süd-Italien/Sizilien).

Die Wissenschaftler unterstellen inzwischen, daß die Etrusker ein italisches Substrat hatten [P. II 384]. Anders gesagt: Die Etrusker waren wohl eine dünne, nicht-indoeuropäische Herren-Oberschicht in einem Gebiet, das vorwiegend von, sagen wir, Sabnern oder Umbrenn besiedelt gewesen ist. Eine Unterscheidung zwischen Umbrenn und Sabnern ist von fraglichem Wert, denn bis zum römischen Schriftsteller Livius, der um das Jahr Null geschrieben hat, hat es kein "Umbrenn" genanntes Volk gegeben. **Umbria** war nur eine Region, eine Land-

schaft, deren Name sich, wie ich vermute, von dem Fluß Ombrone herleitet. Er fließt ins Tyrrhenische Meer, aber nicht durch Umbria, sondern westlich davon durch Etruria, zwischen Arno und Tiber.

Ich meine: **Toscanisch** kann nur dann die Wurzelsprache des Schrift- und Hoch-Italienischen geworden sein, wenn das Gebiet Etruriens schon zur Zeit der Etrusker überwiegend von italischen Stämmen besiedelt war, die eine dem Lateinischen sehr ähnliche Sprache gesprochen haben, die im 13. Jh. Dante "Vulgare" (=Volkssprache) genannt hat, die sich damals endlich auch in schriftlichen Zeugnissen gegen das antiquierte Latein durchgesetzt hat. Die Etrusker hätten dann dasselbe Schicksal erlitten wie alle Völker, die sich als eine dünne Herrschicht über eine viel zahlreichere einheimische Bevölkerung ausgebreitet haben, wie etwa die Langobarden in ganz Italien, die Germanen in Frankreich, die Briten in Irland, die Türken auf dem Balkan, die Normannen in Frankreich oder die Deutschen in Lettland.

Latein verdrängt alle anderen Sprachen - in der Schrift

Lateinisch erscheint demnach als eine von mehreren Mundarten mittelitalischer Stämme. Die lateinische Schriftsprache hat sich anscheinend mit Beginn der römischen Herrschaft gegen die **etruskische Schriftsprache** in Mittel-Italien und gegen die griechische Schriftsprache in Süd-Italien durchgesetzt. Latein mag auch den italischen Völkern die verbindende Lingua franca geliefert haben. Auf die am Ort gesprochenen Muttersprachen aber scheint dies keinen bedeutenden Einfluß gehabt zu haben. Kühn wird behauptet: "Bis zur Zeit des Augustus sind schon alle sabellischen Mundarten durch die lateinische Reichssprache verdrängt", um diese Behauptung einzuschränken mit der Parenthese "- mit Ausnahme des Oskischen, das sich in Pompeji noch 79 n.Chr. nachweisen läßt. In Mittelitalien wird noch etruskisch, im Südosten noch messapisch, im Süden noch griechisch gesprochen" [P. V 328]. Dieses "es wird (noch) gesprochen" stützt sich ausschließlich auf die jenem Zeitraum noch zugewiesenen Funde von schriftlichen Zeugnissen. Korrekt also wäre die Formulierung: "Es wurde noch geschrieben..."

Die **Osker** galten längst als ausgerottet durch die Samniten, diese wiederum durch Sulla, der Pompeji "endgültig" -82 unterwarf und dort eine Kolonie "Veneria Cornelia" gründete, nachdem es schon seit -290 als römisch beherrscht gegolten hat [M. XVI 139, XIX 112; P. IV 1020f]. Pompeji wurde im Jahre +79 durch den Vulkanausbruch des

Vesuv verschüttet und seit 1860 zielstrebig ausgegraben. Nur diesem Umstand verdanken wir die Kenntnis, daß "die Oskische Sprache" bis 79 n.Chr. sogar noch geschrieben, also wohl noch länger gesprochen worden ist. Wäre Pompeji damals nicht verschüttet worden, wären die Gebäude einige Jahrhunderte später abgerissen und durch neue ersetzt worden. Und die Wissenschaftler wären sich einig darüber - weil angeblich nur geschriebene Sprachen etwas aussagen können über die gesprochenen Sprachen -, daß "zur Zeit des Vespasian" Latein die einzige noch "gesprochene" Sprache im Römer-Reich gewesen wäre. Das Beispiel der zweifach totgesagten Muttersprache des Oskischen zeigt statt dessen, daß die Behauptungen über die Ausrottung aller sonstigen italischen Muttersprachen durch Latein verwegen und unwissenschaftlich, weil unkritisch sind.

Von der lateinischen Sprache ist aus der Zeit vor etwa -240 kaum etwas überliefert, und das Wenige wirkt ebenso "archaisch" wie das "alte Umbrische" oder "das Faliskische". Und es fällt auf, daß die ältesten Literatur-Zeugnisse der lateinischen Sprache von "Nicht-Lateinern" stammen: der Grieche Livius Andronicus aus Tarent, der Campanier (oder Osker oder Volsker?) Cn. Naevius, der "Umbrier" Plautus, der in griechischer Kultur aufgewachsene Messapier Quintus Ennius [P. V 329]. Dies alles weist hin auf den Charakter des Lateinischen als einer Lingua franca, aber gerade nicht auf eine Sprache, die Muttersprachen verdrängt oder ersetzt.

Latelinsche Schriftsprache - aber was beweist sie?

Nach den bisher bekannten Fakten scheint nicht einmal die heutige Schriftsprache "Italienisch" aus dem Lateinischen entstanden zu sein, sondern aus der trotz etruskischer Herrschaft in der Toscana entstandenen sabellischen Sprache des Toscanischen. Umso weniger kann Lateinisch als die Adoptiv-Sprache der Völker nördlich des Po, in Frankreich und der iberischen Halbinsel akzeptiert werden. Als "Beweise" werden uns dafür nur schriftliche Dokumente geliefert. Es fehlt aber an zeitgenössischen Berichten über eine ursprüngliche Fremdheit der Sprachen und eine irgendwann eingetretene Übernahme der lateinischen Sprache. Doch es besteht Einigkeit darüber, daß als Schriftsprache der Verwaltung und des Militärs "Latein" verwendet worden ist. Daraus aber zu schließen, außer Latein sei nichts gesprochen worden, ist wissenschaftlich nicht vertretbar. Die erhaltene basische Sprache und das in Pompeji nachgewiesene Oskische sprechen

ebensosehr dagegen wie die bis heute in Italien bestehenden Sprachgrenzen.

Die neo-lateinischen Schriftsprachen

Die aus der Zeit nach Zusammenbruch des Weströmischen Reichs stammenden Urkunden einer neo-lateinischen Schriftsprache beweisen nur die Schrift-Sprache ihrer Schreiber. Schon 300 Jahre früher wurden Legionäre aus den beherrschten Völkern gezogen. Etwa 200 Jahre vor dem Zusammenbruch wurden für die Verwaltung der Regionen, Provinzen, Munizipien für die unteren Ränge, teils aber auch für höhere Chargen (einschl. Kaiser) Menschen aus dem beherrschten Volk herangezogen, die der lateinischen Sprache und Schrift nur in einer ihrer Volksherkunft eigenen Art mächtig waren. Beim Zusammenbruch des Römischen Reichs aber waren jene einheimischen Schriftkundigen die einzigen, die noch Verträge beurkunden konnten. Zwangsläufig mußte ihre Schriftsprache eine Melange aus Latein und am Ort gesprochener Volkssprache werden, jedenfalls in lateinischer Schrift, die bei weitem nicht alle gesprochenen Laute hat abdecken können, kein τ sch-, kein -ng-, keinen Nasal, keinen Unterschied zwischen -u- und -w-. Umso mehr dürfte nach dem Zusammenbruch das Bedürfnis gewachsen sein, die wirklich gesprochene Sprache - noch immer in lateinischen Schriftzeichen - schriftlich zu dokumentieren.

Diese Bemühungen dürften sich längere Zeit entwickelt haben, bis endlich das lateinische Muster völlig ersetzt war durch eine neue Schriftsprache, die dann auch entsprechend der örtlichen Muttersprache hat gelesen und gesprochen werden können. (Das Toscanische wird erst gegen 1300 auch Schriftsprache). Die Geschichte der Anpassung der örtlichen amtlichen Schriftsprache an die tatsächlich am Ort gesprochene Muttersprache gibt aber keine Auskunft über die Entwicklung der örtlich gesprochenen Sprache, sondern nur über die der örtlich geschriebenen Sprache.

Die lateinische Schwester ist nicht die Mutter

Wenn aber die romanischen Sprachen nicht aus dem Latein sich entwickelt haben, bedürfen die auffälligen Ähnlichkeiten dieser Sprachen einer anderen Erklärung. Die hier zusammengestellten Materialien lassen meiner Ansicht nach nur den Schluß zu, daß die Völker der romanischen Sprachen von ihrer Herkunft her sehr nahe verwandt

sind, daß also die italischen Völker zu den keltischen Völkern gehören. Das gilt auch für den iberischen Raum. Das Stichwort "Hispania" liefert einen entscheidenden Hinweis auf eine Sprachherkunft aus keltischer Volkszugehörigkeit. "Die Kelten drangen zwischen 800 und 500 v.Chr. über die Pyrenäen ein und überfluteten zeitweise fast die ganze Halbinsel. Ob sie in einer - oder wahrscheinlicher - mehreren Wellen kamen, ist strittig" [P. II 1187].

Wie die lateinische Sprache selbst in Mittel-Italien nur eine von mehreren Geschwistern gewesen ist, ist sie auch unter den romanischen Sprachen nur eine Schwester, nicht deren Adoptiv-Mutter.

Fundstellen-Erklärung:

B = Brockhaus Enzyklopädie in zwanzig Bänden¹⁷; Wiesbaden 1966-76
M = Meyers Großes Taschenlexikon; Mannheim 1983, 24 Bände
P = Der Kleine Pauly; München 1979, 5 Bände
römische Zahlen für Band-, arabische für Seiten- und Spaltenzahlen.

Winni Marold, 7102 Weinsberg Hirschberg 21



*Was gar alt, ist gemeinlich
erdichte.*

*Sag Proteus lieber alter greyß,
Was dich verkert in so vil gstat?
In fewr, in stayn, in menschen weyß,
Dann in ein thier das laufft zu wald?
Die Poeten haben gemalt
Hyemit die langst vergangene welt,
Vnd gschicht der iar vil tausent alt,
Die yeder schreybt wie yms gefelt.*

Die allerletzte Spruchweisheit aus dem *Emblematum Libellus* von **Andreas Alciatus** (1542, Nachdruck 1987, Darmstadt), derzufolge jeder die Geschichte vieler tausend Jahre dermaßen nach seinem Gusto beschreibt, daß sie sich proteusartig wandelt.

Langobardische Notizen I

Urkunden, Stuckfiguren und kaiserlose Städte

Heribert Illig

Seltsames ist einst in Italien geschehen. Nachdem das weströmische Reich zerfiel und auf dem "Stiefel" West- und Ostgoten um die Vorherrschaft stritten, entvölkerte sich das pestgeplagte Land. In die menschenleeren Gegenden marschierten die Langobarden ein; sie sollen einst als **Winniler** in Skandinavien gesessen, dann über Schlesien und Mähren nach Pannonien gezogen sein; von dort drangen sie weit nach Italiens Süden vor und belagerten Ostrom nur noch den Gürtel Rom-Ravenna und die Stiefelspitze. Ihr Name wird gemäß einer alten Geschichte schlicht mit "Langbärte" übersetzt. Weil dieser ihr Name schlecht aus dem Lateinischen stammen kann, sollte man auch die Interpretation von I. Resch-Rauter berücksichtigen, die ihn auf kelt. *lango/lagno* = Moorland, Marschland und auf *Barden*, also die Bezeichnung für die keltischen Sänger, zurückführt [Resch-Rauter 195ff].

Man könnte daraus schließen, daß Italien ein germanisch bevölkertes Land sei, dessen Völkerschaften zu einem geringeren Prozentsatz gotisches und zu einem beträchtlichen Teil langobardisches Blut (und keltische Erinnerungen) besäßen. Doch obwohl keine weitere Einwanderung bekannt ist, wenn man von späteren "germanisch-deutschen" Einfällen bis hin zur Gegenwart absieht, gilt die Bevölkerung Italiens zu Recht als romanisch.

Die Geschichte der Langobarden erzählt uns **Paulus Diaconus** (auch Warnefried genannt, ≈ 720 - ≈ 797), der am Hofe Karls d. Gr. gelebt und dann in Monte Cassino die Geschichte seines Volkes aufgezeichnet haben soll. Leider hat er gerade jene Zeit nach 744 nicht mehr beschrieben, die er aus eigener Anschauung kannte. Die Forschung begründete dies eine Zeitlang damit, er habe es nicht übers Herz gebracht, das Ende seines Volkes zu schildern [Abel 29f].

Weiter fällt auf, daß in seiner Chronik nur eine einzige Datierung "nach Christi Geburt" steht. Anno domini 568 seien die Langobarden in Pannonien aufgebrochen und nach Westen gezogen [II:7]. Diese Datierungsangabe ist auf jeden Fall ein späteres Einsprengsel in einen - gemäß meiner MA-Kürzungsthese - ohnehin dem 10. Jh. zuzuschreibenden Text. Vermutlich ist sie aus byzantinischen Quellen errechnet worden, die allerdings eher auf einen Aufbruch im Jahre 569 schließen lassen.



Die langobardischen Gebiete um 603 / 614 / "638" [Brozzi et al., 4]

Cividale und Spoleto

Wer will, kann zwar nicht diesen Paulus selbst, aber immerhin sein Haus aufsuchen. Es steht - wie sollte es anders sein - an der 'Piazza Paulo Diacono' in Cividale, 15 km östlich von Udine und ebenso weit westlich der slowenischen Grenze. Heute eine Kleinstadt, bildete es wohl die erste Station für die von Osten heranziehenden Langobarden; in dieser ihrer ersten Residenz dokumentieren sie sich in zahlreichen Gräberfunden, hier steht der im Grunde einzige Bau der Langobarden, ihr sogenannter "tempietto", und hier ist spätestens seit der großen Langobardenausstellung von 1990 jedes Lokal und jede Lokalität "langobardisch". Das tut dieser pittoresk gelegenen, zu selten besuchten Stadt am Rand der friulischen Tiefebene keinen Abbruch, zumal der Suchende dort klare Antworten erhält.

So vermerkt die Gedenktafel am Hause des Paulus Diaconus ganz korrekt, daß es sich selbstverständlich um ein Haus des 15. Jhs. handle, aber einer lokalen Tradition zufolge hier einst sein Haus gestanden haben könnte. Dieselbe Ehrlichkeit waltet im örtlichen 'Museo Archeologico Nazionale', das einen guten Einblick in die Kultur der "Langbärte" gibt, soweit dies überhaupt möglich ist. Denn die Gräberfelder geben vorwiegend "Standardausrüstung" frei: Kleidernadeln, Bronzefibeln, mit Almandinen besetzte Schmuckgegenstände, Kreuze, Schwerter. Wer die sauber gereihten Vitrinen mit chronologisch geschärfter Aufmerksamkeit abschreitet, entdeckt eine Eigentümlichkeit, die nicht gerade plakatiert wird:

Cividale hat die ältesten langobardischen Gräberfelder Italiens, die schon kurz nach 568 angelegt worden sind und bis "in die ersten Jahrzehnte des 7. Jhs." reichen [vgl. auch Brozzi 34-38]. Doch weitere Bestattungen folgen nicht, obwohl sie dringend zu erwarten wären. Schließlich sollen die Langobarden dort bis 774 geblüht haben; und nach ihrer Niederlage gegen Karl d. Gr. wurden sie nicht vertrieben, sondern fanden, immer laut herkömmlicher Geschichtsschreibung, in Spoleto wie in Cividale oder Pavia als Lombarden zu neuem Glanz. Sie stellten sogar drei von Päpsten gekrönte Kaiser, die in der deutschen Kaisergeschichte trotz ihrer karolingischen Abstammung mütterlicherseits beharrlich übergangen werden:

Wido (Guido) von Spoleto,	Kaiser 891 - 894 (König ab 889),
Lambert von Spoleto,	Kaiser 892 - 898 (König ab 891),
Berengar I. von Friaul,	Kaiser 915 - 924 (König ab 888).

Die Lombarden von Cividale, jener Stadt des friulischen Kaisers, haben im 9. wie im frühen 10. Jh. keine Spuren mehr hinterlassen. Ihre

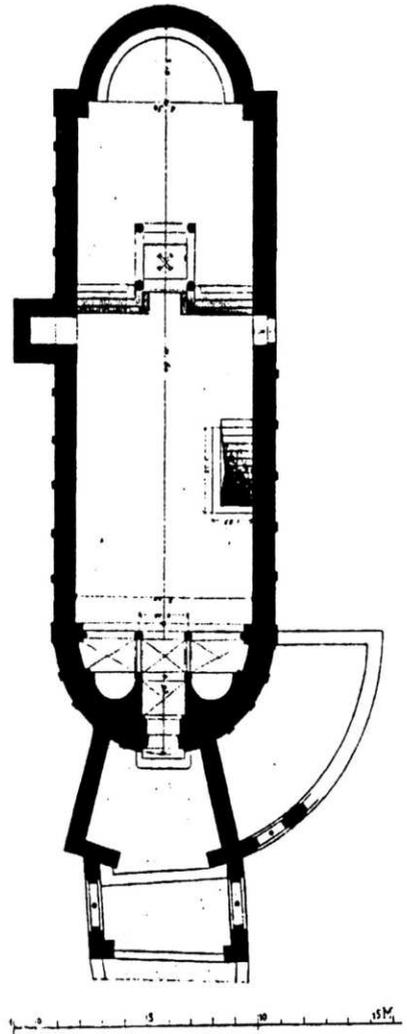
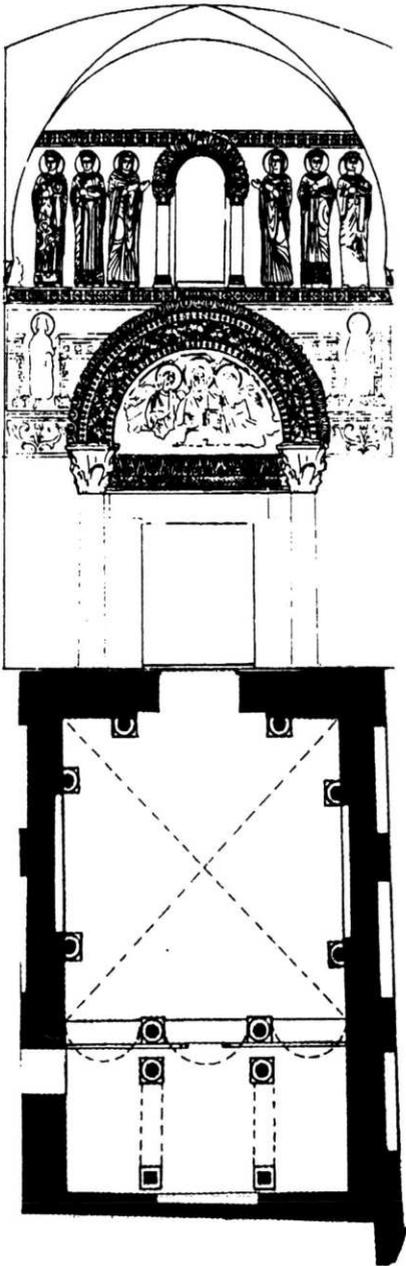
Geschichte mündet spurenlos in die hochmittelalterliche Geschichte Italiens ein, als sich Otto I. gegen Berengar II. durchsetzt und in Rom 962 zum Kaiser gekrönt wird.

Der hochgestaffelte Herzogsitz **Spoletto** liegt bereits südlich des byzantinischen Gürtels, der von Ravenna über Perugia nach Rom zog und die langobardisch gewordene Halbinsel teilte. Nichts erinnert hier an seine beiden Kaiser, denen gemäß meiner Kürzungsthese ohnehin nur fiktiver Charakter zukommt. Dabei hat Spoleto Bauwerke aus den Zeiten vor wie nach den Langobarden zu bieten: Aus dem 12. Jh. den Dom und S. Eufemia, außerhalb der Stadt die Klosterkirche San Ponziano und die markante Fassade von San Pietro; aus dem späten 4. Jh. die seltsame Kirche S. Salvatore, zusammengesetzt aus lauter Spolien und im letzten Stadium der Hinfälligkeit, dazu Ruinen etlicher Römerbauten. Den Langobarden wird nur eine Bauphase des großartigen Aquäduktes mit seinen 81 m Höhe zugestanden, zu sehen ist aber weder diese noch eine römische, sondern nur die letzte Bauphase aus dem späten Mittelalter.

So darf festgehalten werden, daß der ganz unzureichende archäologische Befund der Langobarden – unzureichend für die ihnen zurechenbare Zeit von 568 bis 962 – die hier vertretene These der Mittelalterkürzung nicht nur bestätigt, sondern geradezu fordert.

Il Tempietto Longobardo

Der Natisone hat sich in Cliviale tief in die Ebene gefressen, die romantische Teufelsbrücke quert ihn, und direkt an seinem Stellufer, nur auf neuzeitlichem Steig zu erreichen, liegt S. Maria in Valle, das einstige Oratorium der "Königin" Peltrudis, die jedoch ansonsten unbekannt ist und vielleicht aus Giseltrude verballhornt wurde [Pavan 239]. Ursprünglich, 762 laut einer Chronik, betreten die Mönche den Betraum von Westen und hatten den Chor mit seinen drei Paralleltönen vor sich. Diese Westwand ist der Stolz Cliviales. Über dem marmornen Türsturz mit "langobardischem" Flechtwerk wölbt sich ein erhabener Bogen in byzantinischer Stuckarbeit. Darüber stehen – zwischen zwei Ornamentbändern – sechs lebensgroße Stuckfiguren, die abwechselnd als Marien, Nonnen, Märtyrerinnen oder heilige Jungfrauen bezeichnet werden; sie flankieren eine Nische (ursprünglich Fenster) mit einem Bogen, der byzantinischen und "langobardischen" Stil vereinigt.



Civate. S. Pietro (Nach Dartein)

Westwand des Tempietto in Cividale; Grundrisse: Cividale, Civate

Die Kunsthistoriker haben sich in breiter Mehrheit entschlossen, in diesem Oratorium einen vorrangig byzantinischen Bau langobardischer Baumeister zu sehen, in dem die einzigen Großplastiken Ostroms überdauert hätten. Kritische Geister fühlen sich dabei nicht wohl:

Das Weinrankenmotiv des Türbogens ist "eine ganz erstaunliche Leistung für die Zeit ihrer Entstehung. Ebenso erstaunlich ist die vorzügliche Erhaltung dieser zerbrechlichen Gebilde während eines Zeitraumes von über tausend Jahren [...] ein Rätsel bleibt dann immer noch die Vereinigung so verschiedenartiger Formtendenzen an ein und demselben Bauwerk [...] Rätselhaft, weil ohne jede Parallele in der damaligen Zeit, erscheint auch der plastische Fries der heiligen Jungfrauen" [Kayser 117; meine Hhg.].

Gerade diese Plastiken taumelten nur so durch die Zeiten. So plädierte Strzykowski für eine Zeit vor dem 8. Jh., Venturi wie Bertaux und Cecchelli für das 8. Jh., Lorenzoni für das 9. Jh., Cattaneo für das 12., Zimmermann für das 13. Jh. [Toesca 816], Kayser für eine Erneuerung im 13. Jh. [Kayser 118]; die heute herrschende Meinung beschränkt sich auf zwei Alternativen: 760 laut Gioseffi, L'Orange, Mor, Torp, oder 810 laut Lorenzoni, Peroni [Pavan 239].

Der Grund für diese enormen Diskrepanzen ist einfach. 1222 wurde die Kirche von einem Erdbeben in ihren Grundfesten erschüttert, die flache Decke stürzte ein, der nun verfallende Bau blieb bis mindestens 1242 ohne Dach [Brozzi 33]. Beim Wiederaufbau wurde die Holzbalkendecke durch das heutige Kreuzgewölbe ersetzt, der westliche Zugang vermauert und ein neuer Eingang von Osten, durch die Chorapsiden geschaffen. So erklären sich die späten Zeitansätze ins 13. Jh.

Ich möchte an dieser Stelle behaupten, daß nur dieser späte Ansatz der richtige sein kann. Denn es hätte einer ganzen Engelschar bedurft, um das empfindliche Stuckwerk vor der herabbrechenden Decke, jahrzehntelang vor Regen und Schnee zu schützen. So müssen diese Plastiken aller Wahrscheinlichkeit nach in die Zeit um 1250 datieren. Doch damit sind nicht alle Fragen beantwortet: Kann es vorher schon an derselben Stelle solche Figuren gegeben haben? Gibt es vergleichbare Stuckplastik in Europa?

Byzanz hat in dieser Richtung nichts vorzuweisen, kennen wir doch außer Elfenbeinminiaturen praktisch keine byzantinische Plastik, was der große Langobardenkatalog von 1990 ungewollt bestätigt [Mennis passim]. Das Europa des 9., 10. und 11. Jh. bietet keine Vergleichsstücke (zur Ausnahme Müstair s.u.), wohl aber das staufisch-

sächsische Deutschland, von dem die Datierungsansätze ins 12. Jh. für Cividale herrühren:

Gernrode, Stiftskirche: Hl. Grab, vor 1130

Quedlinburg: Äbtissinnengrabsteine, um 1130

Erfurt, Dom: Altaraufsatz, um 1160

Gröningen (heute Berlin): Empore, um 1170

Hildesheim, St. Michael; Kapitellfiguren / Chorschranken, um 1192

Halberstadt, Liebfrauenkirche: Chorschranken, um 1200

Hamersleben, Klosterkirche: Chorschranken, um 1210 [Legner 94].

Den Figuren von Cividale am nächsten stehen Hildesheim und Gernrode. In der Stiftskirche St. Cyriakus findet sich ein Steinrelief, das trotz seiner Größe (3,25 x 4,50 m) "wie die ins Monumentale übersetzte Wand eines reich geschnitzten Elfenbeinkästchens oder eines Buchdeckels mit filigran-umrahmtem Elfenbeinrelief, wie wir sie aus dem frühen Mittelalter kennen" wirkt [Möhle]. Die zentrale, weibliche Stuckfigur ist eine gröbere Arbeit als die von Cividale. Dagegen sind die acht weiblichen Figuren über den Kapitellen der Seitenschiffwand von Hildesheim nur wenig kleiner (ca. 145 cm) als jene von Cividale. Den dortigen Bogenornamenten entsprechen die Ornamentbänder, die den Engelschor in Hildesheim umgrenzen. In Bamberg (ca. 1220) wurden dann derartige Chorschranken erstmals in Sandstein ausgeführt.

Was bedeutet das für die Stuckplastiken von Cividale? Die außergewöhnlich gut erhaltenen Figuren könnten auf mehr oder weniger demolierte Vorgängerfiguren zurückgehen, denen gutes Vergleichsmaterial zwischen 1150 und 1210 entspräche. Farbige Fassung, wie sie vor allem in Halberstadt erhalten geblieben ist, darf auch in Cividale vorausgesetzt werden.

Nicht nur Hildesheim und Cividale stehen sich nahe, sondern auch Hildesheim und Karolingerzeit. Die Hildesheimer

"Gestalten scheinen überhaupt noch ganz der frühmittelalterlichen Vorstellungswelt verhaftet. Dies wird noch deutlicher, wenn sich der Blick den Chorschranken in derselben Kirche zuwendet" [Legner 94].

Dieser Figuren wegen wird der spätkarolingische Hrabanus Maurus (780-865) zitiert, weil er sich als erster über Stuckarbeiten geäußert hat: "Plastisch ist, Bildnisse und Zeichen an Wänden in Gips auszudrücken und sie mit Farben zu bemalen. Plattein heißt auf griechisch, was auf lateinisch Ähnlichkeiten aus Erde oder Gips zu formen heißt" [Legner 93].

Die innige, gleichwohl Jahrhunderte übergreifende Verwandtschaft bestätigt mich darin, daß die Figuren des 12. Jhs. jenen angeblichen des 8./9. Jhs. sehr, sehr nahe stehen und den Schluß zulassen, daß die Äußerung von Hrabanus de facto wohl aus dem 12. Jh. stammt.

Wir können noch zwei Befunde anfügen. Der eine bezieht sich auf die Stuckstatue Karls d. Gr. in Münstair, die mit ihrer Datierung ins spätere 9. Jh. dem hier gesagten widersprechen könnte. Es kann - über 'Karl den Fiktiven' hinausgehend, wo von dem doppelten Beginn für plastische Kunst gesprochen worden ist [S.69] - angemerkt werden, daß sich die nächsten Verwandten dieses Karlsporträts in Köln finden, an der berühmten Holztür von 'Marla im Kapitol'. Und diese Tür wird auf 1050 bis 1065 [Schnitzler] datiert.

Der andere Befund stammt aus jüngster Zeit (wiedergegeben nach Schümer). Im Westwerk von Corvey ist es gelungen, indirekt vier stuckierte Großplastiken nachzuweisen, die über den Pfeilern standen und von denen auch noch Vorzeichnungen (Sinoplen) an den Wänden erhalten sind. Nachdem das Corveyer Westwerk das Paradestück der Karolinger ist -

"ihre [hunderte] steinernen Westwerke sind samt und sonders untergegangen - bis auf eines, in Corvey an der Weser" [Schümer] - müßte es sich hier um karolingische Plastiken und Malereien aus der Zeit vor der Elnwelung (873) handeln. Dieser Schluß ist nur in der herrschenden Chronologie zwingend. Denn dieses einzige erhaltene Karolinger-Westwerk bildet kunstgeschichtlich keine starke Kirchenburg, sondern ist in seiner Isolation leicht in jenes 10./11. Jh. verpflanzbar, wo die so ähnlichen "Nachbauten" dieser Westwerke angesiedelt sind [Illig 95f]. Da in Corvey erst gegen 1150 Umbauten erfolgten, ist in den davorliegenden zwei realen Jahrhunderten ab 950 genügend Zeit für diese Fresken und Skulpturen. Karolingische Fresken werden ohnehin nur für Auxerre (Krypta) und die Schweizer Kirchen von Mals und Münstair behauptet; doch deren Malereien können getrost ins ottonische 10. oder ein noch jüngeres Jahrhundert verpflanzt werden [vgl. Karl den Fiktiven, 99-109].

Doch aus welcher Zeit kann der ursprüngliche Bau des Templetto von Cividale stammen? Hier hilft die spezifische Apsisgestaltung weiter. Laut F. Kayser zeigt diese dreiteilige Apsis zum einen spätantike Einflüsse, zum anderen weiche die bauliche Anlage

"von dem bekannten Schema der frühchristlichen Basilika erheblich ab, insbesondere durch die bemerkenswerte Form des von drei Tonnen überwölbten Altarraumes" [Kayser 117, 118].

Eine ganz ähnliche Apsis finden wir in einem lombardischen Bau südlich des Comer Sees, dem einsamen S. Pietro al Monte hoch über Civate. In diese doppelchörige Kirche tritt man durch dieselbe Apsisstruktur ein: drei parallele Tonnen, die hier nicht auf Architraven und Säulen, sondern auf Mauern ruhen. Im Innern finden sich "langobardische" Flechtwerke und ein ebensolches Ziborium, in der Krypta Stuckornamente, die denen von Cividale sehr ähneln. Diese Kirche wurde 1925 noch vage ins 10./11. Jh. datiert [Ricci 28ff], 1991 ins späte 11. Jh. [Borghi 23]. Weil auch die Stuckornamente in der Krypta sehr stark jenen in Cividale ähneln, dürfen wir für den Tempietto in Cividale dieselbe Zeit vorschlagen.

Damit verläßt der außergewöhnlichste Bau der Langobarden die dunklen, überzähligen und überflüssigen Jahrhunderten. Die anderen Kirchenbauten, die - mühsam genug - den Langobarden des späteren 7., des 8. und 9. Jh. zugerechnet werden [Pavan], können problemlos als vor- oder frühromanische des 10. und 11. Jh. verstanden werden. Offen bleibt nur die Frage nach den "langobardischen" Flechtwerkornamenten, die hier immer in Anführungszeichen gesetzt wurden und die in Italien ohnehin als romanische bezeichnet werden [etwa Zastrow]. Die Frage, ob sie wirklich von den Langobarden und aus welcher Zeit sie stammen, wird ein eigener Aufsatz beantworten.

Königsurkunden

Hier soll statt dessen der Bestand an langobardischen Königsurkunden überprüft werden, der ja - so er echt wäre - ganz entschieden mit der Kürzungsthese kollidierte. Dankenswerterweise hat Carl-
richard Brühl diesen Bestand sehr genau geprüft und ediert. Demnach gibt es 70 Schriftstücke, die unter diese Rubrik fallen. Laut Brühl sind darunter:

- 22 gelehrte Fälschungen des 19. Jhs. [Brühl 8f],
- 2 spätmittelalterliche Fälschungen [Brühl 5],
- [nur die verbleibenden 46 Urkunden hat Brühl ediert]
- 11 Ganzfälschungen ohne echte Vorlage [Brühl 8],
- 6 Grobfälschungen, die eine echte Vorlage erkennen lassen [Brühl 9],
- 10 verfälschte und interpolierte Urkunden [Brühl 11],
- 4 Präzepte, die nicht im vollen Wortlaut überliefert sind [Brühl 12],
- 1 Diplom, das nur noch teilweise lesbar ist [Brühl 12],
- 1 weiteres Diplom,
- 14 im weiteren bewertete Stücke.

Die ersten 24 Stücke brauchen für unsere Zwecke überhaupt nicht beachtet zu werden, die nächsten 16 sind auf Anhieb als Fälschungen einzustufen [Brühl 11], zwei weitere Diplome werden ausgeschieden,

"so daß schließlich noch ganze 14 Urkunden übrig bleiben, die inhaltlich echt und in der Textüberlieferung als einwandfrei bezeichnet werden können" [Brühl 12].

Doch "inhaltlich echt" und "einwandfrei" bedeutet in der Diplomatik keineswegs das, was der Laie damit verbindet. Denn eine einwandfreie Urkunde muß keineswegs das Original, sondern kann ebensogut eine viel, viel spätere Abschrift sein, von der die Wissenschaft überzeugt ist, daß sie den Originalwortlaut wiedergibt. Dies ohne zugehöriges Original zu entscheiden, bleibt aber in jedem Fall ein schwieriges und mutiges Unterfangen.

Das folgende Diagramm zeigt je Jahrhundert zweierlei: Einmal (in Zeile A) die Anzahl der Urkunden, die in dieses Jahrhundert datiert werden (ohne daß Originale dieser Zeit erhalten sein müßten), zum anderen (B) die Anzahl der jeweils ältesten tatsächlich erhaltenen Abschriften:

Jh.:	7.	8.	9.	10.	11.	12.	13.	14.	15.	16.	17.
(A)	7	39	-	-	-	-	-	-	-	-	-
(B)	-	1	7	8	11	10	5	-	-	1	3

Die Einträge in beiden Zeilen überlappen sich nur im 8. Jh. So müssen wir zur Kenntnis nehmen, daß nur eine einzige erhaltene Urkunde überhaupt aus langobardischer Zeit (bis 774) stammen kann, während **eine als inhaltlich echt und einwandfrei eingestufte Urkunde, etwa D7 (= Dokument 7, s. Anhang) auch 1.000 Jahre, ein ganzes Jahrtausend später geschrieben worden sein kann.** De facto stammen also von 46 Urkunden aus dunkler Zeit ohnehin 38 Exemplare aus späteren, unter Fälschungsaspekten unverfänglichen Zeiten. Das singuläre Stück aus dem 8. Jh. hat die Forschung besonders beschäftigt.

"Es gibt nur eine einzige Urkunde, über die man sich in der Forschung immerhin streitet, ob es sich um ein Original handelt oder nicht. Aber weil es nur eine Urkunde ist und somit die entscheidende Möglichkeit des Vergleichens fehlt, wird sich dieser Streit niemals mit letzter Gewißheit entscheiden lassen, obwohl mit recht hoher Wahrscheinlichkeit gesagt werden kann, daß nur eine etwa gleichzeitige Abschrift vorliegt. Einen einleuchtenden Grund für das völlige Fehlen von Originalen langobardischer Königs-

urkunden wüßte ich nicht zu nennen, denn langobardische Privat-urkunden sind in großer Zahl original überliefert" [Brühl 13].

Welche Bewertungskriterien bleiben übrig, wenn es kein anerkanntes Original gibt? Diese Frage muß für jedes Jahrhundert neu gestellt und beantwortet werden. So muß Brühl bedauern, daß nur aus der langobardischen Spätzeit relativ viele Urkunden bekannt sind. Deshalb müsse er zu der "Fiktion" greifen, daß

"die um 750 gültigen Regeln der langobardischen Kanzlei unverändert auch in der Zeit um 650 in Kraft gewesen wären, was historisch nicht einmal wahrscheinlich ist" [Brühl 17].

Die Forschung muß also die älteren 14 Urkunden nach Kriterien messen, die zur fraglichen Zeit keineswegs gegolten haben dürften.

So zerbröckelte dieser erhabene Urkundenbestand den Forschern schon bislang unter den Händen. Es ist nicht voreilig zu behaupten, daß auch die verbliebenen Reste an Authentizität auf Null gehen werden, wenn man sie im Lichte der MA-Kürzungsthese erneut prüfen wird. Dann hätte man sofort den noch vermißten einleuchtenden Grund, warum sich keine originale Königsurkunde erhalten hat. Dann käme man auch den einst so emsigen Fälschern auf weitere Schliche, obwohl schon bislang die Ausbeute sehr beachtlich ist:

"In engem Zusammenhang hiermit steht die Frage nach der Arbeitsweise des Petrus [Diaconus], die in vieler Hinsicht der des Johannes von S. Vincenzo ähnelt. Auffällig ist bei beiden, wie häufig sie sich doppelte und dreifache Arbeit machen: eine Fälschung genügt nicht, es müssen auch noch eine oder gar mehrere 'Bestätigungen' hinzugefälscht werden. So ist D30 nur eine 'Bestätigung' der gleichfalls gefälschten Gislulf-Urkunde, D45 eine langatmige 'Begründung' für D46; umgekehrt enthält DD Karol. I ⁺255 praktisch nichts, was nicht auch in D34 stünde, und aus den vier Fälschungen auf den Namen Karls hätte ein 'ökonomischer' Fälscher bequem ein Diplom gemacht. **Diese Großzügigkeit im Schaffen ständig neuer Spuria** läßt andererseits die ohnehin starke Vermutung fast zur Gewißheit werden, daß es für alle diese Stücke nie ein angebliches Original oder auch nur eine beglaubigte Abschrift im Klosterarchiv gegeben hat. Einziges Beglaubigungsmittel war eben die Chronik oder das Register, und **was diesen an rechtlicher Beweiskraft fehlte, wurde durch die Masse des gebotenen Materials wettzumachen versucht.** Im Falle von Montecassino hat Petrus mit diesem System einen vollen Erfolg bei Kaiser Lothar verbuchen können, den er zu der umfangreichsten Besitzbestätigung,

die sein Kloster je erhalten hat - sie enthält nach *Caspar* 659 Kirchen, Klöster, Burgen und Höfe -, mit Hilfe seiner zahlreichen Fälschungen zu bewegen vermochte.

Nach diesen Ausführungen über die **vielleicht interessanteste, gewiß aber produktivste Fälscherpersönlichkeit des Mittelalters** verlassen wir den Bereich der Fälschungen" [Brühl 192f; meine Hvhg.].

Dieser Fälscher von Säkularrang wird im Anhang noch einmal gewürdigt. Generell haben die Fälscher des hohen Mittelalters - Lothar III. regierte von 1125 bis 1137 - versucht, ein dichtes Netzwerk an Fälschungen zu produzieren, das durch das Entlarven einer einzelnen Urkunden nicht mehr zerstört werden konnte. Diese Methode dürfen wir getrost auch für die unterstellte MA-Fälschung in Ansatz bringen und gewinnen so den "handwerklichen" Boden, auf dem diese Großfälschung durchgeführt werden konnte.

Wir interpretieren nun das oben angeführte Diagramm so, daß alle langobardischen Königsurkunden Fälschungen sind, die überwiegend im 11. und 12. Jh. getätigt worden sind, also in jenen Zeiten, die schon bislang als die fälschungsfreudigsten auffällig wurden. Daß sich auch das 19. Jh. mit seiner aufblühenden Diplomatie lebhaft an der wunderbaren Urkundenvermehrung beteiligt hat, zeigt, daß die voranschreitende Forschung Fälscher auf meist fast identischem Niveau zeitigte.

Anhang

Extrakt der Edition von Brühl. Für jede Urkunde findet sich nach der laufenden Nummer Brühls die (vermeintliche) Datierung und das Entstehungsdatum der tatsächlich erhaltenen Vorlage; anschließend die jeweiligen Bemerkungen Brühls; Seitenangaben stehen in eckigen Klammern. Urkundenhinweise ohne Texte entfielen (13a, 21a, 26a), die fettgedruckten Hervorhebungen, die dem flüchtigen Leser ausreichen werden, stammen von H.I.

- 1: 24. 7.613? / Mitte 9. Jh. **"Stark überarbeitet"** [238], hat höchstens einen echten Kern [19], fehlende Subscriptio problematisch [32], Datierung **"hoffnungslos korruptiert"** [206]; Ausführung auch ins 10. oder 11. Jh. datiert [26f], für Brühl Abschrift des 9. Jh. mit Korrekturen des 15./16. Jh. [206].
- 2: 25. 7.624? / Mitte 9. Jh. **"Stark überarbeitet"** [238], hat höchstens einen echten Kern [19], fehlende Subscriptio im 15./16. Jh.

- nachgetragen [31f], Datum z.T. auf Rasur, also über ausgekratztem Text [206]; **Ausführung** auch ins 10., 11. Jh. datiert [26f].
- 3: 17. 7.626? / Ende 9. Jh. **"Stark überarbeitet"** [238]; fehlende Subscriptio [32], Indiktionszahl **absichtlich ausgebrannt**; Regierungsjahr falsch, soweit überhaupt erkennbar [207]
- 4: 626 - 636 / 2. Hälfte 13. Jh. Unbekannter Aussteller, **"unglaubliche Abschreibefehler"**; stammt aus dem 13. Jh. [50], anderen ist die **"Echtheit zweifelhaft"** [55].
- 5: 4.11.652 / um 900 **"Stark überarbeitet"** [238], **auch als Fälschung des 10. Jh. gesehen** [32]; Datierung konträr Indiktion [38].
- 6: 23.10.674 / 2. Hälfte 13. Jh. **"Sehr verderbt überliefert"** [238]; mit **"unglaublichen Abschreibefehlern"** [50]. Und dann ein besonders schöner Beweis für ein **echtes und einwandfreies Stück**: "An der Echtheit von D6 [kann] nicht gezweifelt werden. Das Stück ist nur lückenhaft und in sehr schlechter Abschrift überliefert. Das macht zahlreiche Emendationen erforderlich - die Lücken lassen sich leider nicht ergänzen -, ändert aber nichts daran, daß D6 die **älteste echte**, d.h. nicht überarbeitete langobardische **Königsurkunde** ist" [54f], obwohl es keine "halbwegs zuverlässige Abschrift" ist [70].
- 7: 9.11.688 / 17.-18. Jh. Nur aus einer **Abschrift von 1627** bekannt [64], die nach einer Abschrift zw. 774 und 780 gefertigt worden ist [69]. **Trotzdem** "[haben] wir es somit überraschenderweise mit einer **ungewöhnlich guten Überlieferung** zu tun" [69f], obwohl im 8. Jh. "im Sinne der Zeit 'modernisiert', d.h. überarbeitet" [76].
- 8: 9.10.707 / um 1000 Von anderen **für glatte Fälschung gehalten**, für Brühl mit echten Kern [77]
- 9: 2. 4.713 / 12.-13. Jh. **"Ganzfälschung 12. Jh."** [238]. "Wie D11 sind auch DD9-10 Produkte der blühenden Fälscherwerkstatt von S. Pietro in Ciel d'Oro" [91], d.h. aus Pavia.
- 10: 2. 4.713 / 1539 **"Ganzfälschung 12. Jh."** [238]; stammt aus der Fälscherwerkstatt in Pavia [91], um 1200 [95].
- 11: 24.11.714 / 17. Jh. **"Fälschung 11.-12. Jh. nach echter Vorlage"** [238], aus der Fälscherwerkstatt in Pavia [91].
- 12: 6. 3.715 / 9.-10. Jh. "Interpolierte" [238] Abschrift von ca. 850 [98], für andere 10., auch 11. Jh. [96f]
- 13: 14.10.715 / 9.-10. Jh. wie D12, **vielleicht gefälscht** [104].
- 14: 16. 6.739 / 11. Jh. "Mit Recht betont Classen, daß erst 739, d.h. mit D14 eine 'Reihe von 20 sicher echten Urkunden' beginnt, die die Grundlage unserer Kenntnis der langobardischen Königsurkunden bildet" [106]. Die Abschrift kurz vor 1100 [106].

- 15: 12.11.742 / Ende 11. Jh. [106]
- 16: 6. 6.743 / 11. Jh. / "Fälschung 11. Jh. mit Benutzung einer echten Vorlage" [238], Text allein **wirkt wie Ganzfälschung** [110]
- 17: 712-744 / Anfang 13. Jh. **Ganzfälschung** ohne echte Vorlage kurz vor 1220 auf Bleitafel [123, 126, 238].
- 18: 22. 3.744 / 10. Jh. Abwechselnd als echt, interpoliert oder stark bearbeitet eingestuft [127], für Brühl inhaltlich echt [132].
- 19: 4. 3.746 / 10. Jh. wie D18
- 20: . 9.746 / 1226 "Ganzfälschung 10. Jh." [238]; "**eklatante Fälschung**" [133], die einen Bestandteil der Kaisertitulatur Karls d. Gr. bringt, die erstmals gegen jenes Bologna verwendet wird, das Nutznießer dieser Urkunde ist [134-138].
- 21: 15. 5.747 / 11. Jh. / "**Ganzfälschung** 11. Jh. nach D29" [238]. Sollte mit Siegel und Vollziehungsstrich als Original wirken [141]; orientiert an Urkunde Otto III., also vor 1050 [144f]
- 22: 5. 8.747 / 10. Jh. [46]
- 23: 4. 7.751 / Ende 11. Jh. [106]
- 24: 749-751 / 11. Jh. Interpoliert, mit fragmentarischer Subscriptio und ohne Datierung, aber unbezweifelt echt [146-149]
- 25: 18. 9.751 / 17. Jh. Die **Fälschung** liegt vor in zwei deutlich voneinander abweichenden Fassungen - spätes 10. Jh. bzw. wohl 12. Jh. - als Abschriften des 17. Jh. [153, 158, 160].
- 26: 18. 2.752 / 1. Hälfte 13. Jh. Lange für echt gehaltene **Fälschung** [160]; zwei Fassungen aus dem 11. Jh., zweite Fassung nur in Abschrift gegen 1500 enthalten [161, 165, 172]. Eine seltsame Verquickung besteht mit 11 Präzepten **Karls d.Gr.** für dieses Kloster Nonantola [169].
- 27: 20. 7.755 / 8. Jh. **Das vielleicht einzige Original** dieser Gruppe [13, 150f]; für Brühl eine zeitgenössische Kopie [152].
- 28: 5. 4.756 / Anfang 12. Jh. oder kurz vor 1100 [106]
- 29: 749-756 / 10.-11. Jh. "**Fälschung** 10.-11. Jh. nach echter Vorlage. Datum von D21 übertragen" [238]. Sollte mit Siegel und Vollziehungsstrich als Original wirken; hatte langobardische Vorlage [141]. Frühestens spätes 10. Jh. [145]
- 30: 749-756 / ca. 1120/25 Das Kloster S. Vincenzo al Vulturno "war wie S. Pietro in Ciel d'Oro zu Pavia, wie Monteamlata und Nonantola und schließlich auch wie Montecassino [...] ein **bedeutendes Fälschungszentrum**, in dem man sich keineswegs auf die Fertigung langobardischer Königsurkunden beschränkte" [174]. Als Vorlage dieser **Ganzfälschung** diente u.a. ein angebliches Privileg **Karls d.Gr.** vom 25.5.715 (!?), das jedoch seinerseits auf Königsurkunden des 10. Jh. fußt [178].

- 31: . 1.759 / 12. Jh. "interpoliert. Text nur etwa zur Hälfte überliefert" [238]. Das "oft völlig aus den Fugen geratene Latein" geht zu Lasten der Abschreiber, nicht der Kanzlei des Langobardenkönigs [196]; dies gilt auch für DD 33, 36-42, 44. Ebenso gilt für all diese, daß ihre substantielle Echtheit "ganz außer Zweifel" steht [201], obwohl sie nicht gut überliefert sind, und daß sie deshalb grundlegende Bedeutung für unsere Kenntnis der langobardischen Königsurkunden besitzen [202]. Urkunde stammt von derselben Hand wie D37, 38 [195].
- 32: 16. 2.759 / um 1100 "Ganzfälschung 11. Jh. nach D26" [238], um etwa 10 % erweitert [162].
- 33: 4.10.760 / 10. Jh. / "interpoliert" [238]; vgl. D31; derselbe Schreiber wie D42
- 34: .12.761 / ca. 1130/35 "Ganzfälschung" von Petrus Diaconus, Archivar des Klosters Montecassino, der nach 1153 starb [190], s.o. "Die Monte Cassineser Fälschungen haben schon lange internationalen Ruf" [184]. Ihr Schwergewicht lag auf der Karolingerzeit, denn allein auf den Namen Karls d.Gr. liegen vier Fälschungen, von ihm vor [185]. Petrus ersetzte rechtliche Beweiskraft durch die Masse des gefälschten Materials und hatte damit großen Erfolg, denn sein Kloster erhielt so von Kaiser Lothar die umfangreichsten Besitzbestätigungen [185].
- 35: 17.12.762 / Ende 11. Jh.
- 36: post 764 / 2. Hälfte 11. Jh. "ohne Eschatokoll" [238], vgl. D31
- 37: 20. 1.766 / 12. Jh. vgl. D31
- 38: 3. 3.766 / 12. Jh. "D31 zum Teil Vorurkunde" [238], s. dort
- 39: 12.11.767 / 11. Jh. "interpoliert" [238], vgl. D31
- 40: . 7.771 / 9.-10. Jh. derselbe Schreiber wie D44, vgl. D31
- 41: 14. 6.772 / 11. Jh. vgl. D31
- 42: 24. 8.772 / 10. Jh. vgl. D31 und D33
- 43: 770-772 / ca. 1120/30 ohne Jahres- und Monatsangaben [238]
- 44: 11.11.772 / 9.-10. Jh. vgl. D31, D40
- 45: 757-774 / ca. 1120/25 "Ganzfälschung" [238] durch den Verfasser des Chronicon Vulturense, der vielleicht Abt Johann VI. des Klosters S. Vincenzo al Volturno war [173, 183].
- 46: 757-774 / ca. 1120/25 Ganzfälschung ebenso wie D45

Literatur:

- Abel, Otto (1986): Einleitung zur 'Geschichte der Langobarden'; Essen
- Borghini, Angelo (1991): Arbeitsspuren, Umwelt und Kunst; Lecco
- Brozzi, M./ Calderini, C./ Rotili, M. (1980): L'Italia dei Longobardi; Milano

- Brühl, Carlrichard (1970): Studien zu den langobardischen Königsurkunden; Tübingen
- Illig, Heribert (1992): Karl der Fiktive, genannt Karl der Große; Gräfelting
- Legner, Anton (1972): Deutsche Bildwerke. Band 1 Mittelalter; Krefeld (Fotos Anselm Jaenicke)
- Kayser, Felix (1964): Kreuz und Rune. Langobardisch-romanische Kunst in Italien. Band I: Werdezeit; Stuttgart
- Menis, Gian Carlo (1990): I Longobardi; Milano
- Möhle, Hans (193?): "Heiliges Grab in der Stiftskirche St. Cyriakus zu Gernrode"; in *Roselius* B/n/ro 11
- Paulus Diaconus (1986): Geschichte der Langobarden; Essen
- Pavan, Gino (1990): "Architettura del periodo longobardo"; in G.C. Menis, 236-298
- Resch-Rauter, Inge (1992): Unser keltisches Erbe. Flurnamen, Sagen, Märchen und Brauchtum als Brücken in die Vergangenheit; Wien
- Ricci, Corrado (1925): Romanische Baukunst in Italien; Stuttgart
- Roselius, Ludwig (Hg. 193?): Deutsche Kunst; Berlin (Loseblattsammlung)
- Schnitzler, Hermann (193?): "Die Türen von St. Maria im Kapitol zu Köln"; in *Roselius* B/w/ro 73-76
- Schümer, Dirk (1992): Skylla und Skulptur. Ein karolingischer Fund im Kloster Corvey"; in *FAZ* 24.12.1992
- Toesca, Pietri (1965): Storia Dell'Arte Italiana. Il Medioevo II; Torino
- Zastrow, Oleg (1981³): Scultura carolingia e romanica nel Comasco. Inventario territoriale; Como

◆ ◆ ◆ ◆ ◆ Ein Nachschlag zum Super-Kanal, Heft IV (4) 71

"Der Verkehr auf dem Rhein-Main-Donau-Kanal übertrifft alle Prognosen. Sechs Monate nach Eröffnung sei die für das gesamte erste Betriebsjahr errechnete Auslastung bereits erreicht, sagte ein Sprecher der Rhein Main Donau AG" und zählte bis 15.2. 1.263 Schiffe mit 472.000 t Ladung (SZ, 25.3.93). Was soll die Volksverdummung?

Täglich neun Schiffe folgen sich - Gegenverkehr - im Abstand von fünf Stunden. Ihre Fracht ergibt per anno 1,2 Mio. t. Ausgelegt auf 18 Mio. t hat der Kanal einen Auslastungsgrad von 6,6 %!

Donauabwärts kllngt die Erfolgsmeldung so: "Das Transportvolumen auf dem österreichischen Teil der Donau ist laut Statistischem Zentralamt im Vorjahr um 3,1 Prozent zurückgegangen. Dieser Rückgang ist angesichts der mit der RMD-Eröffnung erwarteten zweistelligen Zuwachsraten erheblich" (*Die Presse*, Wien, 17.4.93). hi

St. Denis und Suger – zum zweiten Wie ein Karolingerbau verschwindet und Frankreich entsteht Heribert Illig

Den Text meines Karlsheftes habe ich mit einem Vor- und Nachspiel zu Saint-Denis eingerahmt. Denn aus urkundlichen Nachrichten heraus ließ sich erschließen, daß Abt Suger nacheinander drei fiktive Herrscher als Vorgänger im Amt des Bauherren präsentiert haben muß: Dagobert I., Pippin den Kleinen und Karl den Großen. Ich postulierte, daß fiktive Bauherren nur fiktive Bauten zu Ehren des Hl. Dionys hinterlassen haben können [Ib 117] und daß Abt Suger folglich keinen Merowinger- und keinen Karolingerbau, sondern einen durch seine Westtürme charakterisierten romanischen Bau aus dem späten 10. oder 11. Jh. abreißen bzw. umbauen ließ.

An dieser Stelle konnte ein skeptischer Leser stocken und davon sprechen, daß meine These nur Beweise "ex silentio" kenne, die zwar plausibel klängen, aber keine wirkliche Beweiskraft hätten. Idealerweise müßte der Mittelalterkürzer eine Urkunde von Otto III. oder Friedrich Barbarossa vorweisen, aus der die Fälschungsabsicht explizit hervorgeht. Eine solche wird vermutlich nie auftauchen, gehört doch zu einer konsequenten Aktion auch das Verwischen ihrer Spuren; gleichwohl kann gerade die Bauarchäologie derart handfeste Beweise liefern, daß sie einer solchen Urkunde gleichkommen.

Inzwischen machte mich ein Leser darauf aufmerksam – Dank an Dr. Wolfgang Pleister, München –, daß es über die Königsabtei Saint-Denis seit 1988 ein kompetentes baugeschichtliches Buch von Jan van der Meulen und Andreas Speer gibt (im folgenden zitiert mit "MS").

V.d. Meulen hat bereits (zusammen mit Jürgen Hohmeyer) die 'Biographie der Kathedrale' von Chartres geschrieben und dabei bewiesen, daß er willens und in der Lage ist, bauarchäologische Befunde und literarische Quellen nicht einfach miteinander zu verquicken, um rasch zu scheinengenauen Zuschreibungen und Datierungen zu kommen. Dies ist keineswegs selbstverständlich, wie van der Meulen und Speer betonen. So

"erstaunt die Tatsache, daß in der Kathedralforschung dieses Jahrhunderts keiner der Hauptbauten bauarchäologisch durchgreifend erfaßt worden ist. Vielmehr beruhen die beiden vorherrschenden kunsthistorischen Interpretationsschulen, die stilgeschichtliche Bestimmung der mittelalterlichen Kunst einerseits, wie auch die vermeintliche 'histoire exacte' der Quellenauslegung andererseits, auf einer übertriebenen Gutgläubigkeit gegenüber

den sichtbar erhaltenen Kathedralen als einheitlichen Gesamtkunstwerken" [MS 2].

Daraus erwächst der Vorwurf, daß es vor 1194, d.h. vor den in Chartres überprüften Baudaten,

"kein einziges sogenanntes frühgotisches fränkisches Bauwerk gibt, das überhaupt quellenkundig datiert ist - geschweige denn in seinen Detailformen" [MS 2].

Um diesem unerfreulichen Zustand abzuhelpfen, folgen die Autoren einer strengen Arbeitsvorschrift. Ihrzufolge

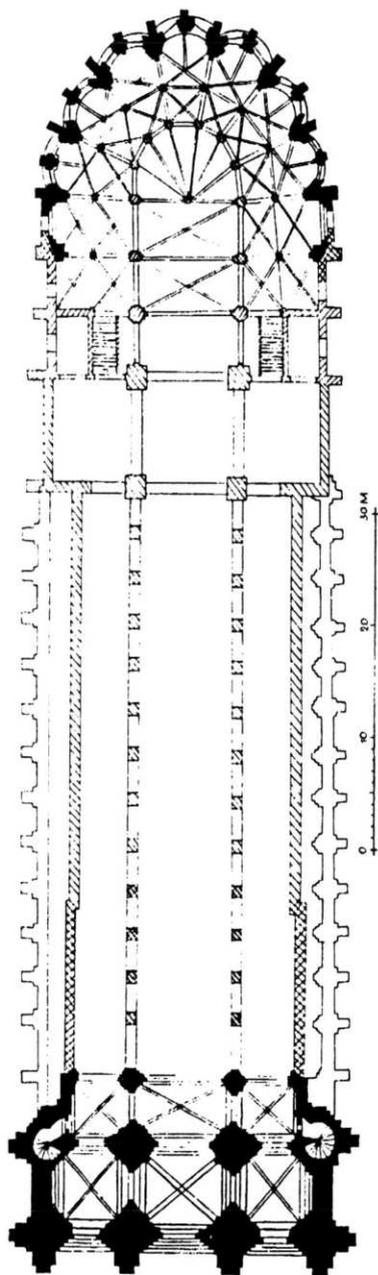
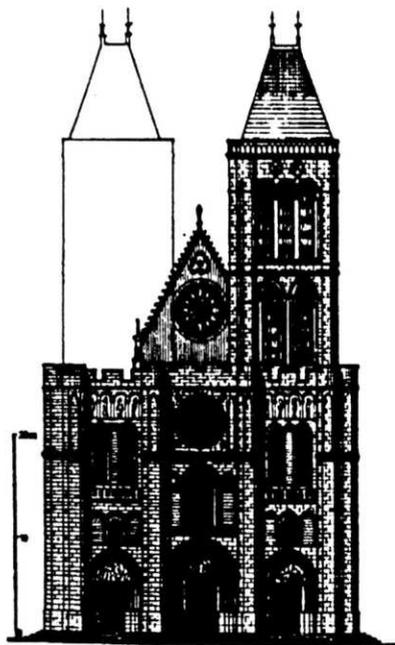
"müssen wir von einem im erhaltenen Baukörper nachvollziehbaren archäologischen Sachverhalt und von stichhaltigen und allgemein nachprüfbareren Kriterien ausgehen. Wir wollen daher aus dem Bauwerk selber neue Ansätze für die Forschung freilegen. **Unter Verzicht auf manche liebgewordenen Kriterien sollen strengstmöglich die Grenzen der unmittelbar zugänglichen Bauarchäologie respektiert werden.** Wenn dabei die einzelnen Grabungsbefunde nicht eingehend besprochen werden, liegt dies an einer weiteren methodologischen Schwäche der Disziplin als solcher: 'Mittelalterliche Bauarchäologie' verläßt sich bis heute noch weitgehend auf die seit Arcisse de Caumont [gest. 1873] entfaltete **Evokationsfähigkeit von anerkannten Autoritäten:** gewisses Mauerwerk sei 'karolingisch', weil beispielsweise der Mörtel rötlich sei, anderes gehöre dem '11. Jahrhundert' an, da etwa das Quaderwerk viel präziser bearbeitet sei. **Jedoch wurde diese Verordnung der absoluten Chronologie niemals an die internen Kriterien der archäologischen Disziplinen gekoppelt.** Sogar dort, wo Münz- oder Grabfunde zufällig zutage treten, werden diese oft ignoriert oder abstrus zerredet" [MS 3; m. Hvhg.].

Diese Kritik dringt ins Mark einer Disziplin, die allzulange ihren Untersuchungsobjekten eher schwärmerisch entgegentrat und im voraus wußte, was sie an ihnen finden wollte. Eine solche Haltung stört allzusehr und allzuleicht die Ziele einer wissenschaftlichen Vorgehensweise. So müssen die Autoren einen Vorgänger in Saint-Denis hart kritisieren:

"Der von Crosby veröffentlichte Grabungsbericht [1947] ruft den Eindruck hervor, als ob eine bereits im voraus als sicher geglaubte Hypothese durch nachfolgende Grabungen nurmehr bestätigt zu werden brauche. Wieder erkennen wir das Ungenügen, ja die Falschheit eines solchen methodischen Ansatzes, der in bezug auf Quelle und Bauarchäologie nur das sucht, was er zu finden

ST. DENIS, ABTEIKIRCHE

Ergänzter Grundriß des Suger'schen Baues (cr. 1137 bis cr. 1150). Die erhaltenen Bauteile schwarz, kreuzschraffiert die nicht erhaltenen; ohne Schraffierung die Fundamente des nicht ausgeführten Langhauses. Langhaus und Querhaus mit einfacher Schraffur vom Karolingischen Bau beibehalten, der Verbindungsbau zum neuen Chor von Suger entsprechend erneuert. Rekonstruktion auf Grund des Ausgrabungsbefundes.



Grundriß von St. Denis samt E. Galls widerlegter Legende [Gall 1955, S.364]; Fassade St. Denis [Christe 308]

beabsichtigt. Diese Zwangslage erklärt sicherlich auch die unpräzise Dokumentation der Grabungen, welche dementsprechend die vorgefaßte Hypothese auf keinen Fall nachträglich beeinträchtigen dürfen" [MS 104, Fn 248].

Um sich vor solchen peinlichen "Zirkelschlüssen im Methodischen zu feilen" [MS 3], muß **"das methodische Nacheinander von Bauarchäologie und Quellenbefund streng bewahrt"** werden [MS 7; meine Hvhg].

Die Baugeschichte von Saint-Denis

Ausgerüstet mit diesem scharfen Seziermesser traten die Autoren an die Königsabtei heran, deren Baubeschreibung sich bislang so las:

636: Dagobert I. läßt die erste Kirche weihen

775: Weihe des Fulrad-Baus (von Pippin d.J. und Karl d.Gr.)

1137: Abt Suger beginnt den Westbau (bis 1140)

1140: Suger legt den Grundstein für den neuen Chor (beendet 1143)

1231: Abt Odo beginnt den hochgotischen Chor (bis 1281).

Die beiden Autoren prüften nunmehr den bauarchäologischen Befund - leider beschränkt auf den Ostteil - und legten Überraschendes frei. So verläuft unter dem Mittelschiff, aber über eine Quermauer des ersten Großbaus hinweg ein Stratum mit Sarkophagen, das im Ostteil auf rund 565, mittschiffs merowingisch und im Westen selbst karolingisch datiert wird [MS 29]. Die Datierung 565 stammt von dem einzigen identifizierbaren Sarkophag dieser Gruppe, dem der Königin Arnegunde. Damit war bereits klar, daß der zur Quermauer gehörige Kirchenbau nicht aus dem 7., sondern nur aus dem 6. oder einem noch früheren Jahrhundert stammen kann.

"Daß die 'Gesta' Dagoberts I. die frühere Forschung gelegentlich dazu verführt haben, Dagobert den ersten wesentlichen Kirchenbau zuzuschreiben, ist durchaus verständlich und liegt in der Absicht der Gesta-Erzählung. Nach dem Auffinden der Arnegundis-Bestattung aber war keine Polemik vonnöten, diesen zuletzt durch Formigé [1960] vertretenen Standpunkt zu entkräften" [MS 143f].

Und weiter:

"Daß Dagobert keinen Neubau der Basilika vornahm, war schon von Crosby (1942), S.67, akzeptiert worden - jedoch nur mit dem Ziel, den hypothetischen Nachfolgebau, die 'karolingische' Basilika, als frühesten Großbau am Orte zu ermöglichen" [MS 144, Fn. 410].

Die Autoren schlossen nunmehr, daß Dagobert I. lediglich die Ur-Apsis "entscheidend christianisiert" habe, um einen letzten Grund für die Weihe von 635 zu behalten [MS 144], und wandten sich dann dem Karls-Bau zu. Hier ergab sich der gleiche überraschende Befund wie beim "Dagobert-Bau":

Eine ganze Karolingerkirche war und ist nicht zu erulieren!

Was immer als Teil eines Karolingerbau bezeichnet worden ist, entstammt dem Merowingerbau vor 565. Doch mußten bislang - um den schriftlichen Quellen zu entsprechen - die Fundamente einer frühen Kirche sowohl den Dagobert- wie den Karls-Bau belegen, was den seltsamen Schluß zeitigte, Karls Bau habe die identischen Maße wie der Dagobert-Bau gehabt [MS 36]. Dabei hätte natürlich der durch die Autoren ad absurdum geführte "Gründungsbau karolingischer Sakralarchitektur" [MS 183] viel größer und prächtiger ausfallen müssen als ein eineinhalb Jahrhunderte älterer Dagobert-Bau. Angesichts derartig willkürlicher Interpretationen realer Befunde wird sarkastische Kritik laut:

Sumner Crosby, der von 1942 bis 1981 über Saint-Denis publiziert hat und auf einen Karolingerbau fixiert ist,

"versteigt sich sogar zu Maßangaben mit Zentimeter-Genauigkeit, die er aus postulierten Fußmaßen, Proportionen und rekonstruierten (nicht ergrabenen) Bauteilen gewinnt und sogar (um 'the massing of Fulrad's church' zu verdeutlichen) in Form eines Modells darstellt. Die dadurch entstandenen schattenhaften Umrisse des Gebildes einer Kirche, die nie existiert hat, sind eine zutreffende Darstellung imaginärer Werte, die seit 45 Jahren zu tiefen Überlegungen geführt haben" [MS 179; m. Hvhg.]

Man lasse sich dies auf der Zunge zergehen: Nur weil in den Quellen von einem Fulrad-Bau die Rede war, der 775 in Anwesenheit von Karl dem Großen geweiht worden sein soll, wurde phantomhaft ein frühkarolingischer Bau mit all seinen Charakteristika rekonstruiert, der - wenn man der Evidenz folgt - als ganz anders gearteter Merowingerbau nur ins 6. oder 5., doch niemals ins 8. Jh. datiert werden kann.

Trotz solch harscher Kritik sind v.d. Meulen und Speer selbst vor ähnlichen Impossibilia nicht gefeit. Denn solange die schriftlichen Quellen als grundsätzlich richtig erachtet und nicht auf Großfälschungsabsichten hinterfragt werden, solange laufen reale Bauteile immer Gefahr, einem fiktiven Geschehen zugeordnet zu werden. Dies kann auch v.d. Meulens Grundregel - erst bauarchäologische Klärung, dann Zuordnung zu den Quellen - nicht verhindern. Und so lassen

die Autoren zwei karolingische Bauglieder gelten - die Außenkrypta durch Abt Hilduin von 835 [MS 201] und den Apsisumbau - und erfinden ein neues hinzu: Charlemagnes Kirchenerweiterung in Gestalt des Westbaus [MS 267], der nach bislang herrschender Meinung aus dem 12. Jh. Sugers stammt.

Großen Wert legen Architekt und Archäologe auf die Aussage des Zeitgenossen Guibert von Nogent (1053-1124), daß im 11. Jh. ein sogenannter "turris" entstand, der jedoch schon vor 1087 [MS 202] oder vor 1094 einstürzte [MS 201-256]. Sie erkennen in dieser Stiftung von Wilhelm dem Eroberer keinen turmförmigen Westbau, sondern einen Ausbau im Chorbereich, der auch Chorflankentürme umfaßt habe [MS 202].

Durch diese Interpretation verliert Abt Suger den Ruhm, den Gründungsbau der Gotik geschaffen zu haben. Schon bislang war dieser Ruhm angezweifelt worden, denn nach Ernst Gall habe Suger noch zu viel Romanisches gebaut und das Hauptschiff, in dem sich die Gotik vor allem ausdrücke, nicht einmal begonnen [Sl 193]. Doch nunmehr verliert Suger auch seinen Chorgrundriß, weil er ihn gar nicht erfunden, sondern als normannischen Kapellenkranz der erweiterten Krypta vorgefunden hat. Außerdem brachte er - letzter überraschender Befund - seinen Hochchor nicht zur Wölbung [MS 288]. Für den hochgotischen Chor des 13. Jhs. mußten also nicht die Gewölbe von Sugers Chor demoliert werden, sondern dieser wurde erst jetzt mit Mittelgewölben ausgestattet [MS 300]. Suger selbst hat freilich nie behauptet, Stammvater der Gotik zu sein, sondern rühmte an seinem Bau die prachtvolle Ausstattung, die Chorgestaltung und vor allem seine Lichtinszenierung, wie man heute sagen würde. Nichts von dem, was er selbst sich zuschreibt, muß ihm abgesprochen werden.

Gemäß v.d. Meulen und Speer ergibt sich folgende Bausequenz, die allerdings ihrem Buch nur mit Mühen abgerungen werden kann:

- 6. Jh.: ein merowingischer Kirchenbau entsteht vor 565 [MS 144]; vielleicht sogar 5. Jh. [MS 36], wenn Genovefa wirklich gegen 460 ihre Basilika errichtet hat [Angenendt 188]
- 636: Dagobert christianisiert lediglich die Ur-Apsis [MS 144]
- 775: Westwerk als frühkarol. Grabanbau für Pippin geweiht [173]
- 835: Hilduins Außenkrypta mit drei Radialkapellen [MS 201].
- ca. 1060: Erweiterte Unterkirche und Chor/Turm-Bau (Wilhelms turris)
- ca. 1090: Hilduins Wandarkaden erhalten neue Kapitelle/Schäfte [255]
- ca. 1137: Suger baut Westwerk um [bis 1140; MS 176]
- 1140: Suger beginnt den neuen Chor
- 1231: Abt Odo beginnt den durchgehend verglasten Hochchor [300].

Zunächst kann ich meine Genugtuung darüber nicht verhehlen, daß die kritische Kunstgeschichte in Saint-Denis bereits Abschied von Dagoberts wie von Karls Bau nimmt. Eine bessere Unterstützung war für meine Postulate gar nicht zu erhoffen. Zugleich ist der Beweis angetreten, daß die fiktive Verlängerung des Frühmittelalter sehr wohl in der Evidenz nachweisbar ist, obwohl mir ein Vertreter der Zunft vorhielt, daß meine These nicht falsifizierbar sei und damit außerhalb der Wissenschaft stehe.

Gleichwohl bleiben bei den Autoren noch drei Bauteile aus dem streichwürdigen Mittelalter erhalten. Geschieht dies aber zu Recht?

Was die Dagobert-Apsis angeht, so führen sie keinen bauarchäologischen Beweis dafür, daß der Apsisumbau um 635 durchgeführt worden ist, sondern akzeptieren ihn, um das urkundlich tradierte Datum 24.3.636 (die älteste Quelle dafür stammt allerdings aus dem 17. Jh.; MS 149) für die Weihe durch Dagobert nicht gänzlich ohne Inhalt zu lassen. Diese Zuweisung ist also bauarchäologisch wertlos. Man darf in diesem Zusammenhang ruhig daran erinnern, daß das Grab von Dagobert I. in dieser Kirche nie gefunden worden ist, genausowenig wie etwa das von Karl Martell oder von Pippin d.J. [MS 173].

Bei der Außenkrypta des Hilduin räumt er selbst ein, daß es sich wohl nur darum gehandelt habe, ein bereits existentes Gebäude der Kirche selbst anzubinden [MS 197]. Aus welcher Zeit dieses eingebundene "Baptisterium" stammt, verraten die Autoren nicht, sondern beziehen sich lediglich auf zwei papierene Quellen von 833 [MS 191]. Sie haben daraufhin nicht unbeträchtliche Probleme, zu erklären, wie so in dieser Krypta des 9. Jhs. Wandarkaden stehen, die sehr wohl im 10. oder 11. Jh. entstanden sein könnten [MS 254f]. Es rächt sich leider unmittelbar, daß sie wider bessere Einsicht reale Bauteile nach ungenügend geprüften Schriftquellen datieren möchten.

So bleibt nur der berühmte Westbau von Saint-Denis, der als eigener Baukörper vor dem Kirchenschiff steht (und möglicherweise bald wieder seinen Nordturm erhält, wenn eine französische Initiative Erfolg hat). Kann er jetzt plötzlich karolingisch sein? Die beiden fühlen sich hier nicht beweispflichtig, denn:

"Der genaue bauarchäologische Befund des Westbaus betrifft nicht unsere eigentliche Themenstellung" [MS 260].

Das ist nur von der selbstgewählten Themabeschränkung her richtig; aber diese selbst hat sich durch das en passant vorgebrachte Zusatzergebnis als falsch erwiesen. Die Frage nach einer Ost-turris ist nun

einmal nicht von einer möglicherweise vorhandenen West-turris zu trennen, wie der Text hinreichend beweist. Grundlage allen Grübelns sind jene Dokumente, nach denen Karl d. Gr. im Westen einen (Grab-) Bau für seinen Vater Pippin angefügt und Suger diesen verändert habe. Und wer würde Suger mißtrauen, wenn er selbst in seiner Schrift 'De Administratione' erwähnt, der Westbau sei eine Anfügung des großen Karls gewesen [MS 267]? So gewann der Abt um 1150 [Rudolph 21], kurz vor seinem Tod, neben Dagobert auch noch Karl d. Gr. als Bauherrn. Und die beiden Kunsthistoriker fühlen sich leidlich von der Realität bestätigt, weil die drei heutigen Portale nicht zur ursprünglichen Fassade gehören, sondern nachträglich eingearbeitet worden sind, und zahlreiche weitere Details für beträchtliche Umarbeitungen sprechen [MS 175f]. Doch das bringt zunächst nur eine relative Chronologie: Der Westbau ist noch einmal in seinem Grundkonzept - drei axiale Eingänge, Kapellen im ersten Stock - verändert worden. Um zur absoluten Chronologie vorzudringen, müßten nunmehr die karolingischen Anteile an diesem Bau herausgeschält werden.

Leider machen beide Autoren gar nicht den Versuch, spezifisch Karolingisches an diesem Bau aufzuspüren, obwohl sie wissen, daß alle anderen Forscher hier ein genuines Werk Sugers erkennen, bei dem sich - so eine Variante - zwei Meister des 12. Jhs. im Abstand von nur einem halben Jahrzehnt abgelöst haben könnten [MS 176]. Ich darf daraus schließen, daß sich "karolingische" Bausubstanz auch von Koryphäen nicht von (spät)romanischer unterscheiden läßt, was ich schon früher zu bedenken gab [Ib 80-98]. Daß der Tag der Weihe von 775 wie zufällig auch der von 636 ist - jeweils der 24. Februar [MS 154] - kann als "Beweis" wohl nicht dienen.

Bedauernd ist festzustellen, daß das zähe Festhalten an Quellen, die aus meiner Sicht nur fiktive sein können, auch Spezialisten in Sackgassen locken kann. Denn zur Hälfte haben Meulen/Speer natürlich Recht: Dieser Westbau steht nicht in Achse mit dem Chor, was eine gemeinsame Planung unter Suger einigermaßen unwahrscheinlich macht [MS 21]. Und es gibt ein weiteres, erhebliches Problem. Der heutige Westbau steht ein Stück westlich der Merowingerbasilika des 5. oder 6. Jhs. Suger selbst hätte sie samt ihrem offenen Dachstuhl bis zu seinem Westbau als "spätromanisches Provisorium" verlängern müssen, nachdem er die gotische Wölbung der Langschiffe nicht einmal begonnen hat [MS 260]. Da dieses Provisorium die alte Kirche um zwei Fünftel [Si 143] verlängert hat, ist dieser Punkt bedeutsam.

Für all das gäbe es eine Lösung, die jedoch fast zu simpel ist. Warum darf Wilhelms *turris*-Bau, der doch sprachlich primär einen Turm oder eine Turmgruppe meint, nicht im Westen errichtet worden sein? Dann hätten wir heute einen normannischen Westbau des 11. Jhs. vor uns, der von Suger umgebaut worden ist. Die Zeitgenossen König Wilhelms hätten noch keinen Ehrgeiz gehabt, bei einer Kirchenverlängerung anstelle eines Dachstuhles ein Kreuzrippengewölbe aufzuführen, und die Vokabel *turris* müßte nicht in einer so verquälten Weise auf die Chorpartie bezogen werden, daß sie nicht einmal die Beweisführenden überzeugt hat:

"Von einer wirklichen philologisch-archäologischen Beweisführung für eine solche weitere Gebrauchsvariante der Vokabel [*turris*] kann derzeit aber nicht die Rede sein" [MS 227].

Insofern wäre die erste Bauphase des Westbaus von 1137 in die zweite Hälfte des 11. Jh. zurückzudatieren, doch das ist innerhalb der Romanik problemlos möglich, wollten ihn doch v.d. Meulen/Speer noch weit älter (9. Jh.) machen. Damit ohne weiteres vereinbar wäre die Wiederverwendung älterer Bronzetüren durch Suger, die abwechselnd in das 8., 9. oder 11. Jh. datiert werden [MS 175].

Nachdem diese *turris* (zu einem Teil) eingestürzt ist, muß sie zumindest im oberen Teil neu aufgebaut worden sein. Das könnte erklären, daß die Fassade in ihrer jetzigen Form eher der Fassade von Paris (Notre Dame, 12. Jh.) als jenen Fassaden der Normannenkirchen in Caen ähnelt, die aus dem 11. Jh. stammen [vgl. Schärfke 18]. Doch ist diese Frage der Feindatierung erst dadurch klärbar, daß alle Fassadenteile auf einen späteren Einbau im 12. Jh. hin geprüft werden. Sie aber ohne bauarchäologische Beweise einfach in die Karolingerzeit zu verbringen, widerspricht den Regeln der beiden Autoren.

Es ergibt sich nunmehr eine Baugeschichte, die auf jegliches Steinmetzen und Mörtelrühren zwischen 614 und 911 verzichten kann. Dieser Nachweis am (einstigen) Gründungsbau der Gotik ist umso wertvoller, als nach Aussage v.d. Meulens und Speers ohnehin bei keiner anderen fränkischen Kirche vor 1194 die Baudaten hinreichend gesichert sind [MS 2]. Obendrein mißfällt ihnen an den so überreich aufgestellten **Großbauten der Zeit vor Karl d. Gr. (bis 768)** - laut A. Mann 1122 "Stück" - **nicht allein ihre Unauffindbarkeit, sondern vor allem die schiere Unmöglichkeit ihrer Errichtung:**

"Diese urkundlich belegten Großbauten sind sozio-ökonomisch nicht zu erklären, wenn nicht die Übernahme antiker Bausubstanz generell vorausgesetzt wird. Der Alternativvorschlag, sie seien al-

lesamt aus vergänglichem Material gebaut worden, entspricht weder der Überlieferung, noch einer systematischen Archäologie" [MS 7, Fn. 21].

Nachdem weder diese Bauten geschweige denn eine antike Kernsubstanz nachzuweisen sind, bleibt der Chronikbefund einer ganzen Epoche im Legendenhaften. Saint-Denis bietet uns also die rare Chance, zu einer verbindlichen Bauchronologie innerhalb des frühen und hohen Mittelalters zu kommen.

- 6. Jh.: Merowingischer Kirchenbau Saint-Denis vor 565, vielleicht schon 5. Jh.; Apsis vor 614 erneuert
- 614-911: Baustelle ruht in der fiktiven Zeit
- um 1070: Normannische Ausbauten: Westwerk und/oder Kapellenkrypta
- 1090: Nach Zusammenbruch der turris event. Kryptaerweiterung und neue Kapitelle/Säulen in der Krypta
- 1140: Abt Sugers Umbau des Westwerks vorläufig abgeschlossen; Grundsteinlegung zum Ostchor (bleibt ungewölbt)
- 1231: Abt Odos Beginn des Hochchors.

Der Ursprung Frankreichs

Wir sind in früheren Studien schon darauf gestoßen, daß kein Kompetenter mehr der Idee huldigt, Deutschland und Frankreich seien 842 bzw. im 9. Jh. entstanden, als Ludwig der Fromme und Karl der Kahle die Straßburger Eide leisteten. (Nur für die Scheidung zwischen Althochdeutsch und Altfranzösisch muß noch immer dieses Datum erhalten, das vor der MA-Kürzung keinen Bestand haben wird.) Selt Karl Lamprecht (gest. 1915) dürfte auch im 10. Jh. noch kein deutsches oder französisches Nationalbewußtsein erwartet werden [Brühl 301]. 'Deutsche' Geschichte im Sinne des Wortes beginnt laut Carlrichard Brühls kürzlichem Statement irgendwann in dem Zeitraum zwischen 1025 und 1106 [vgl. Ic, 91].

Für das Entstehen der französischen Nation gilt schon länger ein erstaunlich spätes, also realistisches Datum: 1124 [Schäffke 19]. Heinrich V. schließt Frieden mit dem Papst (Wormser Konkordat) und will nun gegen Reims und den König im Westen ziehen. Suger organisiert daraufhin den geistigen und weltlichen Widerstand.

"Im Zusammenströmen des Heeres hatte sich erstmals die französische Nation gefunden" [Schäffke 15]. Oder:

"Ganz Frankreich eilte herbei, die Sache des Königtums zu vertei-

olgen, die, im Hinblick auf die Person und die Vergangenheit des Angreifers, nämlich des Kaisers, notwendig auch die Sache der Kirche war" [Si 112].

In Saint-Denis bekunden die Stände ihre Treue gegenüber dem König, während Louis VI. die Oriflamme vom Altar nimmt, das mythische Banner Karls des Großen. Angesichts dieser ostentativen Verteidigungsbereitschaft eines zur Nation zusammengeschweißten Volkes brach Heinrich V. seinen Feldzug ab [Si 111f].

In diesem nationalen Geburtsjahr 1124 wird Saint-Denis unter seinem Abt Suger der religiöse Mittelpunkt Frankreichs, das bis dahin laut L. Olschki noch keinen gehabt hatte. Der König war durch die Bannerübergabe Vasall des Hl. Dionys geworden, mit dem die Abtei gleichgesetzt wurde. Und so wurde Saint-Denis "das Haupt unseres Reiches" [Si 113f].

Laut Suger, nicht laut den Fakten, übergab der König nach diesen Ereignissen die Krone seines Vaters Philipp I. an die Abtei, womit auch ihr Abt seinen Anteil an der Königsweihe bekam. Suger ließ bei seiner Darstellung vergessen, daß die Krone schon vier Jahre früher der Abtei gestiftet worden war, also vor seinem eigenen Amtsantritt als Abt im Jahre 1122 [Si 115]. Wesentlich dezenter berichtete er ein anderes Ereignis, das wirklich ins Jahr 1124 fiel: Saint-Denis erhielt erneut den berühmten Jahrmarkt, das Lendit. Doch er wollte für sein Kloster kein junges, sondern ein möglichst altes Marktrecht. Obwohl das echte, doch unterbrochene immerhin aus dem Jahre 1048 stammte, sollte nun der an die Dionys-Reliquien gebundene Markt bis Karl d. Kahlen, bis ins 9. Jh. zurückreichen [Si 115].

Suger, den wir schon als Begründer der französischen Chroniken kennen [Ib 8], bemühte sich damals nach Kräften, nicht nur mit der legendären Oriflamme an Karl den Großen anzuknüpfen.

"Der Aufstieg der capetingischen Dynastie vollzog sich sozusagen im Schatten der historischen und legendären Persönlichkeit Karls des Großen. Sowohl Ludwig VI. wie Ludwig VII. betrachteten ihre Regierung als echte *renovatio* des karolingischen Staatsgedankens. Suger selbst war der Verfechter dieser Idee, wenn nicht sogar ihr Erfinder. Zu Beginn seines *Lebens Ludwigs VI.* stellt er den König als legitimen Erben des großen Kaisers dar. Suger zufolge beanspruchte Ludwig VI. in seiner Rede vor der Versammlung von 1124 die Herrschaft auch über Deutschland, und zwar mit dem Hinweis auf das alte fränkische Königsrecht. Man hat diesen Anspruch auf das Karolingische Erbe damals in Deutschland nicht überhört. Er

hat Friedrich Barbarossa wesentlich dazu bestimmt, Karl den Großen 1165 kanonisieren und seinen Kult feierlich in Aachen einrichten zu lassen. In Frankreich blieb diese Maßnahme ohne Widerhall. Hier knüpfte sich die karolingische Tradition an St. Denis" [Si 121f].

Wir gelangen hier zu einem besseren Verständnis der erstaunlichen Tatsache, daß dieser große Karl von zwei Völkern als Nationalheld verherrlicht wurde und wird. Indem man sich auf ihn berief, konnte jeder das Nachbarland für den eigenen Staat beanspruchen. Und so konnte der französische König den von den Ottonen erfundenen, fränkischen Kaiserpopanz gegen den deutschen Kaiser ins Feld führen, was Charlemagne erst richtig aufblühen ließ. Daß er in Wahrheit fiktiver Natur war, dürfte seine Beförderung zum doppelten Nationalhelden erleichtert haben.

Vom Aufschwung, den Karl unter Friedrich Barbarossa und seinem Kanzler Rainald von Dassel genommen hat, war schon die Rede [Ib 113]. Jenseits des Rheins hatte Abt Suger dasselbe Ziel schon etwas früher verfolgt. Er suchte, gewissermaßen als Reichsverweser von Karl d. Gr. und Karl d. Kahlen, eine karolingische Renaissance zu verwirklichen. Dazu startete er einen regelrechten Propagandafeldzug auf verschiedenen Niveaus. Ganz oben standen die offiziellen Chroniken. Aus ihnen wurden - wohl noch von ihm selbst - jene Erzählungen ausgemerzt, die in volkstümlichen Liedern umliefen. Die *chansons de geste*, etwa das Rolandslied, stammen als eine Art gesungener vaterländischer Geschichtsschreibung mit hoher Wahrscheinlichkeit aus derselben Quelle wie die Chroniken, nämlich aus Federn von Saint-Denis [Si 119]. Und auch für die einfachen Heldenlieder der Spielleute lieferten die Mönche von St. Denis den Stoff oder verfaßten sie gleich selbst [Si 123].

Besonders augenfällig wird Sugers Einflußnahme an drei literarischen Werken, deren Ziel nicht nur die geeinte Nation war, sondern auch St. Denis als religiöses Zentrum des Reiches. Um es zu einem Wallfahrtsort zu machen, "in dem sich die Kreuzzugs-idee mit den Erinnerungen an Karl den Großen verband" [Si 121], erfand oder erneuerte man die legendäre Reise Karls d. Gr. ins Hellige Land. Sowohl die lateinische *Descriptio* dieser Reise wie ihre französisch-populäre Fassung, *Le Pélerinage de Charlemagne*,

"haben die Legende zielbewußt umgeformt zu dem einzigen Zweck, den Ruhm der Passionsreliquien von St. Denis zu verbreiten, zu deren Ehren ja das Lendit gegründet worden war" [Si 124].

Hinzu trat der ominöse *Pseudo-Turpin*, der sowohl in Frankreich wie in Deutschland entstanden sein soll [vgl. Ic 118].

"Die Wiederbelebung des spanischen 'Kreuzzugs' Karls des Großen im *Pseudo-Turpin* [...] hat zweifellos viel dazu beigetragen, die Ansprüche des Klosters St. Denis zu unterstützen" [Si 125].

In dieser Geschichte wird der Abt von St. Denis de facto zum "Primas von Frankreich" [Si 126]. Zu allem Überfluß wurde auch noch im selben 12. Jh. ein Dekret auf Karl d. Gr. gefälscht, das all jene Privilegien aufzählt, die dieser Kaiser gemäß *Pseudo-Turpin* dem Kloster gewährt hat, so daß der Abt auch noch de jure Primas von Frankreich geworden wäre [Si 127f].

Es ist daher kein Zufall, daß der legendäre Abt von Saint-Denis in den *chansons de geste* verblüffend dem Abt von Saint-Denis aus dem Jahr 1130, also Suger ähnelt [Si 129], so wie auch Abt Hilduin des 9. Jh. dieselbe Rolle bei Ludwig dem Frommen spielt wie Abt Suger bei Louis VI. [Schäffke 20].

So kann eigentlich Sugers Wirken zugunsten des Reiches und zugunsten der Kunstfigur Karl d. Gr. kaum überschätzt werden, zumal R. Walpole gute Argumente dafür gefunden hat,

"daß, wer immer für die umfangreichen historischen und 'epischen' Arbeiten verantwortlich war, die im zweiten Viertel des zwölften Jahrhunderts in St. Denis unternommen wurden, **sich über den Unterschied zwischen historischem Faktum und frommer Legende sehr wohl im Klaren gewesen sein muß. Diese verantwortliche Persönlichkeit kann niemand anderes gewesen sein als Suger**" [Si 130; m. Hvhg.].

Wir haben also in Abt Suger einen kühl kalkulierenden Geschichtsfälscher par excellence vor uns, der in Deutschland ebenso emsige Karlsfälscher unter Friedrich Barbarossa auf den Plan rief.

Man darf sich überlegen, inwieweit auch andere Erzählungen aus Sugers Saint-Denis kamen. Die '*Gesta Dagoberti*', die bislang als Fälschungen des 9. Jhs. gelten [MS 6], dienen auf alle Fälle dem Versuch, die Unabhängigkeit Saint-Denis' von Paris durchzusetzen, weswegen das Martyrium des Dionysios ins 1. Jh. verlegt wurde [MS 133]. Außerdem waren sie eine Antwort gegenüber der '*Vita Genovefae*',

"in der sich das Kloster Saint-Denis dagegen verwahren wollte, auch nur andeutungsweise den Charakter einer Eigenkirche der Hl. Genovefa [von Paris] zu tragen" [MS 147]

und sich so die Unabhängigkeit gegenüber dem Bistum Paris sicherte [MS 146]. Diese konkurrierende Vita soll aus dem 6., 7. oder 8. Jh. stammen, wobei Bruno Krusch schon 1893 eine "gewollte Fiktion" er-

kannte und die "Legendenwelt", die "nährischen Phantasien des Mönches von St. Geneviève" entlarven wollte [MS 127]. Wir lassen offen, ob die 'Gesta Dagoberti' aus dem 10., 11. oder 12. Jh. stammen, wobei unten noch ein Hinweis zugunsten des jüngsten Datums erfolgt.

Schließlich will auch gesehen werden, daß selbst die Urheber der ominösen Konstantinischen Fälschung von manchen Forschern in St. Denis ausgemacht worden sind [Angenendt 286]. Ich habe schon früher behandelt, daß diese Fälschung nicht aus dem 8. Jh. stammen kann, sondern aus einem späteren Jahrhundert, wahrscheinlich aus dem 11. stammen muß [Ib 60]. Sie kann also wohl nicht Suger angelastet werden, sondern einem seiner Vorgänger.

So konsequent Suger seinen Propagandafeldzug zugunsten von Nation, Abtei und Kreuzzugs-idee durchführte - das trug ihm Vorwürfe von Seiten des Hl. Bernhards ein -, so konzentriert widmete er sich dem Bau seiner Abteikirche. Sie sollte schließlich mit der Hagia Sophia und Salomos Tempel in Jerusalem konkurrieren können [Si 138]. Von ihm stammten die - explizit formulierten - Vorstellungen einer prächtigst ausgestatteten, "gotischen" Kirche, wie sie sich vielleicht aus der Pariser Sainte-Chapelle rückerinnern läßt: Bemalte und inkrustierte Wände, Mosaikfußböden, wertvolle Glasfenster, prunkhafte Ausstattung mit wertvollen liturgischen Gegenständen, alles getaucht in 'sein gotisches', farbiges, reiches Licht, mit dem er den 'diaphanen' Charakter gotischer Architektur erfand, der ungleich wichtiger wurde als der Gebrauch konstruktiver Mittel wie Kreuzrippe oder Spitzbogen.

Sugers Beschreibung der eigenen Kirche ähnelt auffällig jener der Dagobertskirche, die er selbst ja nicht nach Augenschein beschrieb, sondern in den Worten der 'Gesta Dagoberti':

"Die Basilika wurde erneuert, mit Gold, Silber und Edelsteinen ausgeschmückt, ja teilweise regelrecht bepflastert; auch ließ Dagobert hier eine ihm von Kaiser Heraclius übersandte Partikel des 631 in Jerusalem feierlichst wiederaufgerichteten Heiligen Kreuzes aufstellen, wofür ein zwei Meter hohes, wiederum reichverziertes 'Lichtkreuz' angefertigt wurde" [Angenendt 188].

Der Eindruck wird unabweisbar, daß Dagoberts Ausschmückbedürfnis und Lichtverständnis nicht dem 7. Jh., sondern dem Sugerschen 12. Jh. entstammt.

Auch wenn sich kein vollständiger Kathedralentwurf auf Suger zurückführen läßt, so bleibt trotzdem verständlich, was Viollet-le-Duc, Rekonstrukteur von St. Denis aus dem 19. Jhs., anstrebte:

"Wir wollen beweisen, daß die französische Kathedrale [...] zugleich mit der Monarchie geboren worden ist" [Si 95].

Die Monarchie in "Frankreich" ist freilich älter als Suger, doch erst seit Suger und seinem gotischen Gründungsbau kann von *der* französischen Monarchie gesprochen werden.

Literatur

- Angenendt, Arnold (1990): Das Frühmittelalter. Die abendländische Christenheit von 400 bis 900; Stuttgart
- Brühl, Carlrichard (1990): Deutschland - Frankreich. Die Geburt zweier Völker; München
- Christe, Yves et al. (1988): Handbuch der Formen- und Stilkunde. Mittelalter; Wiesbaden
- Gall, Ernst (1955²): Gotische Baukunst. Teil I. Vorstufen in Nordfrankreich; Braunschweig
- Ia = Illig, Heribert (1991): Fälschung im Namen Konstantins; in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* III (2) 50
- Ib = Illig, Heribert (1992): Karl der Fiktive, genannt der Große; Gräfelting
- Ic = Illig, Heribert (1992): 614 / 911 - der direkte Übergang vom 7. ins 10. Jahrhundert; in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* IV (4) 79
- Meulen, Jan van der/ Hohmeyer, Jürgen (1984): Chartres. Biographie der Kathedrale; Köln
- MS = Meulen, Jan van der/ Speer, Andreas (1988): Die fränkische Königsabtei Saint-Denis. Ostanlage und Kultgeschichte; Darmstadt
- Rudolph, Conrad (1990): Artistic Change at St-Denis. Abbot Suger's Program and the Early Twelfth Century Controversy over Art; Princeton
- Schäfer, Werner (1984³): Frankreichs gotische Kathedralen; Köln
- Si = Simson, Otto von (1972²): Die gotische Kathedrale. Beiträge zu ihrer Entstehung und Bedeutung; Darmstadt



"Und Gott schuf alles Getier des Wassers und alle Vögel, einen jeden nach seiner Art".



Aus '  Die Schöpfung' von Juli Gudehus [Die Zeit, 1.1.1993, S.38]

Ein neuer Childress !

Horst Friedrich

Andernorts auf den Seiten dieser Zeitschrift hat der Verfasser die bisher von David Childress herausgebrachten, ungemein verdienstvollen und anregenden Bände über prähistorische Rätsel auf sämtlichen Kontinenten und Ozeanen unseres Planeten besprochen [Friedrich 1990]. Der mit Childress noch unvertraute Leser wird am besten in jener Nummer nachschlagen. Damals fehlten zu seiner erdumspannenden Gesamtschau noch Nord-/Mittelamerika und Europa/Mittelmeerregion. Nun hat Childress mit seinem Band über Nord-/Mittelamerika Fakten zusammengetragen, die in ihrer Gesamtheit ein gänzlich anderes Szenario für das präkolumbische und insbesondere präkataklysmische Amerika ergeben, als es uns die derzeitige Schulwissenschaft glauben machen will*.

Childress' Buch vermittelt den gleichen Grundtenor wie etwa die ESOP-Jahrbücher von Barry Fells *Epigraphic Society* oder, vom linguistischen Standpunkt her gesehen, Morgan E. Kelley [1992]: Weit entfernt von unrealistisch-isolationistischen Lehrmeinungen war der amerikanische Doppelkontinent in vorgeschichtlicher Zeit ebenso in ein Netz kontinentverbindender ethnischer und kultureller Einflüsse eingebunden wie alle anderen Kontinente. Die Besiedelung Amerikas muß man sich als einen weitaus komplexeren Vorgang vorstellen, als sich dies die zeitgenössische Neo-Scholastik träumen läßt.

Zu Nordamerika mögen zwei Punkte hervorgehoben sein, die D.H. Childress ins rechte - sehr nachdenklich stimmende - Licht rückt. Childress, der die Heinsohn-Illigsche Chronologieverkürzung noch nicht zu kennen scheint, verbreitet sich darüber, daß durch den vorgeschichtlichen Kupferabbau in Wisconsin/Michigan um -3.000 möglicherweise zwischen 100 und 500 Millionen Tonnen Kupfer erzeugt worden sind, welche Menge das damalige Nordamerika unmöglich ab-

* David H. Childress: *Lost Cities Of North & Central America*, 1992, Stelle/Illinois, USA

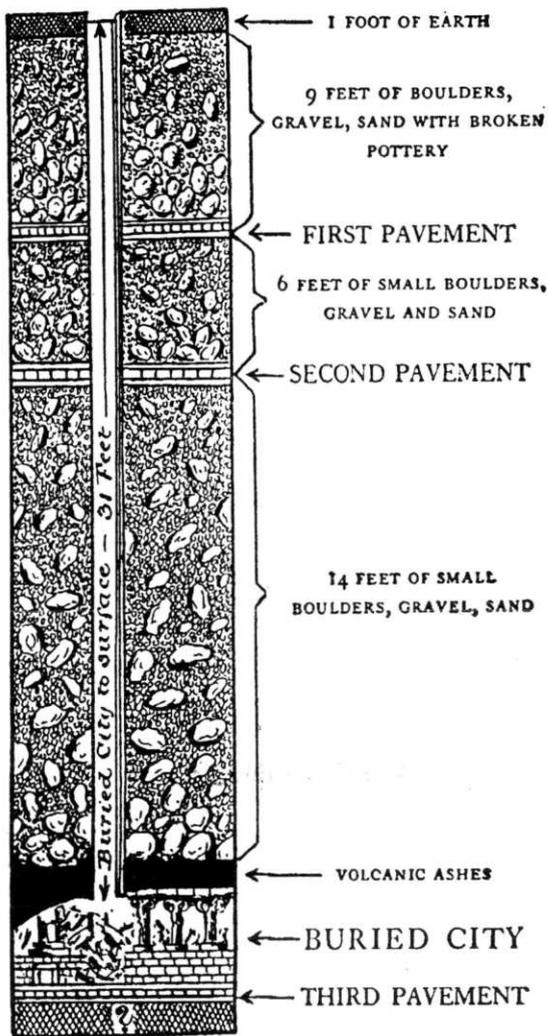
Der abschließende Band *Lost Cities Of Europe And The Mediterranean* ist, nach letzter Ankündigung, für Ende 1993 geplant. David Childress ist für jede Information zu diesem Thema dankbar: c/o Adventures Unlimited, Box 22, Stelle/Illinois, 60919 USA

sorbiert haben könne. Er findet es eine untersuchenswerte These, daß der Löwenanteil dieses Kupfers von den zeitgleichen mediterranen Kulturen importiert worden sein könnte. Im übrigen zeichnet Childress ein Bild Nordamerikas, von Arizona bis zu den Appalachen, als eines bis in spät-präkolumbische Zeiten zivilisierten und kulturell hochstehenden Landes, mit Städten, Tempeln (prominent etwa Pyramide oder Mound oder Tempelplattform von Chokla/Illinois) und einem ausgedehnten Straßennetz. Diese Kultur sei erst nach +1.000 durch barbarisch-kriegerische, letztlich aus Innerasien stammende Völkerspitzer vernichtet worden.

In Mittelamerika kommt Childress an Ort und Stelle zu der Überzeugung, daß der ganze dem Pazifik zugewandte Teil Guatemalas einst zu einer hochentwickelten "olmekischen" Megalith-Zivilisation gehörte, deren Überreste schon in klassischer Maya-Zeit größtenteils mit Erdreich bedeckt waren. Und er fragt [p.80]: "Was für ein Kataklysmus konnte diese bizarrre und faszinierende Zivilisation vernichtet haben? Handelte es sich um den gleichen Kataklysmus, von dem die Bibel, die sumerischen Texte und die Überlieferungen Chinas und der Hopi sprechen?" Im übrigen hebt er die "rassische" Vielfalt der abgebildeten Menschentypen hervor: Von negroiden und asiatischen bis zu bärtigen mediterranen Typen scheint ihm alles vertreten.

Als ganz besonderes Verdienst dieses Childress-Buches sieht der Verfasser es an, daß hier [pp.250-253] endlich einmal die bisher so auffällig hartnäckig "übersehenen" sensationellen Entdeckungen William Nivens im Gebiet des heutigen Mexico City gebührend herausgestellt werden. Allzu lange schon waren, wohl weil darüber in einem umstrittenen Buch von James Churchward [1959] berichtet worden war, Niven wie auch seine Entdeckungen als Phantasieprodukt von Churchward angesehen worden. Davon kann aber keine Rede sein. William Niven (1850-1937) hat wirklich gelebt, er hat über seine Entdeckungen auch in wissenschaftlichen Zeitschriften berichtet [etwa Niven 1897], und in einem Brief vom 13.6.1980 an den Verfasser dieser Rezension bestätigte der Kurator des 'American Museum of Natural History', Gordon Ekholm, daß viele der von Niven ausgegrabenen Artefakte, seine Tagebücher und Photos in der Verwahrung des Museums seien. Es wurde bisher nicht untersucht, ob die aus der nachstehend erwähnten Ausgrabung Nivens stammenden Artefakte ebenfalls dort verwahrt werden, oder ob sie verschollen respektive in einer privaten Sammlung etwa in Mexiko gelandet sind.

Die von Niven 1911 auf dem Stadtgebiet des heutigen Mexico City unter Vulkanasche und 10 m Kies und Lehm gefundene prähistorische Stadt findet sich bei Churchward [p.229] wie nebenstehend wiedergegeben skizziert. Anschließend an diese Skizze gibt Churchward [pp.230-239] seitenlang zugehörige Erläuterungen Nivens zu dieser Ausgrabung wieder, leider ohne seine Quelle zu benennen. Diese bleibt also noch zu verifizieren. Auch ohne solche Verifizierung dürfen wir aber mit einiger Wahrscheinlichkeit davon ausgehen, daß die beigefügte Skizze - stamme sie nun von Niven oder Churchward - den Grabungssachverhalt korrekt wiedergibt.



*Niven's Mexican Buried Cities
Now 7000 feet above level of sea. Mountains
5000 feet higher intervening*

Man kann also nur Churchward beistimmen, wenn er konstatiert: "Nivens Entdeckung [...] zeigt, daß hochzivilisierte Rassen sich durch grauenerregende, furchtbare vulkanische Kataklysmen hindurchkämpfen mußten" [p.228]. Zweifellos könnte ein Wiederauffinden der Nivenschen Artefakte und Grabungsberichte ein entscheidendes Licht auf die Datierung und die näheren Umstände der spät-prähistorischen Kataklysmen werfen.

Es bleibt zu hoffen, daß sich bald ein hartnäckiger Außenseiterforscher angesprochen fühlt, diese Herausforderung zu meistern. Mögli-

cherweise liegt unter der ausufernden Metropole Mexico City die Antwort auf die Frage, ob der von Heinsohn/Illig gesehene "Punkt Null" wirklich ein solcher, ein Anfang in der Entwicklung der Menschheit zur Hochkultur, oder nur ein Neu-Anfang - nach zivilisationsvernichtenden Kataklysmen - gewesen ist.

Literatur

- Churchward, James (1959): *The Lost Continent of Mu*; London
- Friedrich, Horst (1990): "Verschollene Städte, prähistorische Rätsel - Childress!"; in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* III (2-3) 102
- Friedrich, Horst (1992): "Kelleys Schlüssel funktioniert!"; in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* IV (3) 22
- Kelley, Morgan E. (1992): *The Metaphorical Basis of Language*; Lewiston/New York
- Niven, William (1897): "Omitlán, a Prehistoric City in Mexico"; in *The American Antiquarian*, Vol. XIX No. 4

Dr. Horst Friedrich 8031 Wörthsee-Auing Hauptstr. 52



Vor 50 000 Jahren erste Menschen in Amerika

to Paris
Der amerikanische Kontinent ist bereits vor 50 000 Jahren besiedelt worden.

Dies ergab eine vier Jahre dauernde Untersuchung hunderter von Steinwerkzeugen, Überresten von

Feuerstellen und von Höhlenmalereien, die im südlichen Brasilien entdeckt worden waren. Bislang war die Ankunft der ersten Menschen in Amerika auf rund 15000 Jahre vor unserer Zeit geschätzt worden, dies vor allem aufgrund von Funden, die in Nordamerika gemacht worden sind.

Meldung aus der *Welt am Sonntag* vom 21.3.1993, S.10.

In Abzug gebracht werden wollen auch bei diesem vorzeitlichen Superlativ jene inflationären Übersteigerungen, die von der C¹⁴-Methode und Vergleichen mit "kalibrierten" altweltlichen Artefakten herrühren.

Auf Schilling und Groschen

Egidius Mantis

Es war einmal ein Ritter der freudigen Gestalt, der führte einen schwarzen Schilling und manch anderes im Schilde. Wohlgenut lächelnd beschränkte er sich nicht darauf, seinen häuslichen Sonnenschein zu pflegen, sondern strebte nach Höherem, etwa in Richtung **Vorratsminister**. Er kaufte weltweit das rare Kupfer auf und vergrub seinen Hort im Boden. Weil die Aktion unter dem Titel "Zwangsverkabelung" abgewickelt wurde, erregte sie kein Mißtrauen. Im Ausland gefiel es sogar, wie das High-tech-Land Deutschland ganz nostalgisch eine Uralttechnologie ins 3. Jahrtausend rettete.

Dann wurde Don Schilling als **Wirtschaftsminister** aktiv, indem er investitionsankurbelnd den Neubau aller republikanischen Kleinsthäuser verfügte. In seiner Funktion als **Postminister** hatte er entschieden, daß nur die gelbe Briefpost, nicht aber die Telecom in gelben Häuschen domizillieren dürfe. Seitdem verbreiten sich für viele, viele D-Mark Telefonzellen mit magentafarbigem Häubchen in der Republik.

Viel Feind, viel Ehr, und so fand der Schilling zum Groschen. Weil wir Wähler gar so arg vom Telefonzehnerl belastet werden, sann der Menschenfreund auf Abhilfe. Er kreierte die Telefonkarte und begann die Münztelefone auszurotten. Nun muß zwar der Telefonkunde seine Gespräche lange im voraus berappen und riskieren, daß seine Karte verlorengelht, knickt oder sonstwie ungütig wird, aber er braucht keinen einzigen Groschen mehr herumzuschleppen. Solche Wohltat ließ sich der Erfinder weitere Millionen unserer Steuergelder kosten.

Dieser Sonnenschein der Menschheit verließ die Regierung, weil er plötzlich den **Außenminister** ins sich entdeckte. Doch zuvor beglückte er die Postkunden noch zwiefach nach dem Motto: **Meiner Liebe entgeht ihr nicht!** Um sein hausgemachtes Milliardenloch aus Kupferkabel, Magentahütte und Groschentod zu schließen, beschloß er, Klein- und Kleinstverlage mit der Aktion "Brief 2000" zu schröpfen.

Sie begann sehr human. Seit dem 1.4. kennt die Post keine Postgebühren mehr, sondern nur noch kundenfreundliches "Entgelt", und der **Standardbrief** kostet weiterhin 1 DM. Doch der Pferdefuß kam gewissermaßen postlagernd. Wer sein Briefpapier nicht falten will, büßt das mit einem Zusatzentgelt von 200 %; es muß so hoch sein, weil die Postler jetzt alle Briefe nicht nur wiegen, sondern auch vermessen müssen. Und es gibt jetzt viel mehr Briefe, weil die Drucksache vom schwarzen Schilling geopfert wurde. Die **Drucksache** von einst zu 100 g kostet nunmehr 3 DM oder satte 114 % Zusatzentgelt. Bei der

Büchersendung, die erstaunlicherweise Don Schilling überlebt hat, blieben vier Gewichtsklassen übrig. Zwei davon wurden von einem Minister kreiert, der wohl nie ein Buch las: Bücher bis 20 und bis 50 g werden sehr, sehr selten den Postbetrieb belästigen. Dafür bringt die Klasse bis 500 g satte Gewinne. Der Versand meiner Hefte verteuert sich im Inland von 0,80 auf 1,50 DM, also um satte 87,5 %.

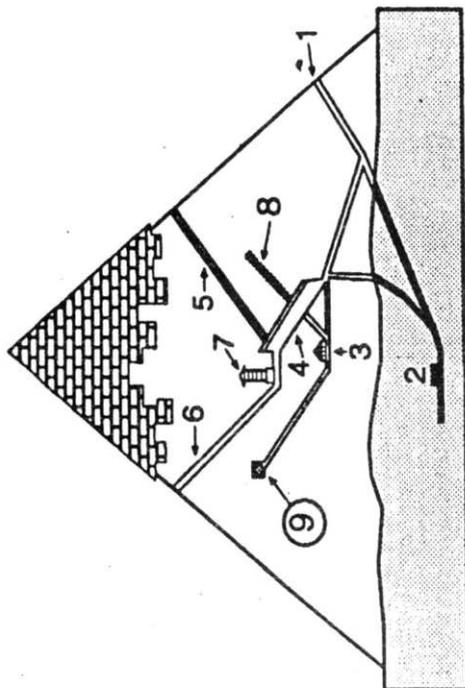
Die Entgelterhöhung wurde als Aprischerz gestaltet. Weder Kunden noch Schalterbeamten wurden vorab genauer informiert. Bei ganz großen Postämtern erhielt der Kunde so ab dem 3.4. eine winzige "*Service-Information*". Verleger, die ihr Glauben schenkten, leben heute nicht mehr. Denn dann gäbe es ins Ausland ausschließlich Briefe und Postkarten, kostete dieses Heft (bisläng "Drucksache zu ermäßigter Gebühr", 1,10 DM) jetzt als "Maxibrief international" glatte 8 DM! Also 627 % Aufschlag! Wer am Schalter nicht nur wiederbelebt, sondern auch noch richtig informiert wurde, erfuhr Erstaunliches: Man munkelte von einer "**Sondersendung**", die 2 DM kostete, also nur +82 %.

Ausgerüstet mit diesem Geheimwissen schritt ein Kleinstverleger am 14.4. zum Postamt in Münchens Hauptbahnhof. Der Mann am Schalter wollte gar nichts von einer "Sondersendung" wissen, sondern viel lieber 8 DM haben. Ich beharrte auf 2 DM. Schließlich fand er diesen Betrag in der neuen Rubrik "*Sendung zu ermäßigter Gebühr*" (hier also noch kein kundenfreundliches "Entgelt"). Nun gab er sich zufrieden und stempelte die Sendung als "*Büchersendung*" ab. Mein Erstinformant hatte sich für den Stempel "*Drucksache zu ermäßigter Gebühr*" entschieden; dieser war seit 1.4. nicht mehr zulässig, der andere war es fürs Ausland nie gewesen...

Ob sich der Kleinstverleger noch Auslandskunden leisten kann, muß sich zeigen. Als **Luftpost-Maxi-Brief** zu 120 g kostet das Heftporto in die U.S.A. jetzt 16 statt bislang 5,70 DM (180 %). Die Luftpostfähigkeit der "Sondersendung" war bis zum 15.4. nicht eruierbar. So wird der Mantis Verlag bald die gelbe Post im Alleingang sanieren.

Dieser Erfolg ließ Don Schilling und Nachfolger Sancho Bötsch nicht ruhen; auch die kupfer- und magentafarbige Post sollten an diese Geldquelle angekoppelt werden. Und so kassiert die Postbank seit Jahresbeginn üppige Kontoführungsgebühren (bei mir +100 %), weil sie ihre Tagesbelege jetzt gebührenpflichtig verschickt. Weitere Erhöhungen sind zu gewärtigen. Angesichts aller Wucher- und Abwehrkonditionen der Monopolisten Schwarz-Schilling, Bötsch-Waigel und Raff-Krause darf der Mantis Verlag in diesem Jahr wenigstens von einer Sondermarke zur fünfjährigen Arbeit an der Rekonstruktion träumen (Wertstufe 1,00 DM + 187,5 % Zuschlag).

Querschnitt durch die Cheopspyramide



- 1 ... Eingang
 2 ... Unterirdische Kammer
 3 ... Kammer der Königin
 4 ... Große Galerie
 5 ... ursprünglich angelegter Schacht
 6 ... späterer Schacht
 7 ... Königskammer
 8 ... unerforschter Nordgang

⑨ neuentdecktes Steintor,
 hinter dem eine Grabkammer vermutet wird

Quelle: David Keys
 Graphik: „Die Presse“/J. Perko

Beim Mantis Verlag in Vorbereitung:

Gunnar Heinsohn: Die Wiedereinsetzung Armeniens in sein urartäisches Erbe (Arbeitstitel); im Sommer 1993

Armin Naudiet: Paradies · Sintflut · Eiszeit ? Analyse einer Weltkatastrophe; im Sommer 1993

Ergänzungen zum Heftinhalt:

Childress, David H. (1992): Lost Cities of North & Central America; Adventures Unlimited Press, Stelle/Illinois, für \$ 14,95 + Versandkosten bei diesem Verlag Box 22, USA 60919 Stelle bestellbar

Hawkins, Sammy (1993): Ziehen · Schießen · Niedermachen. Tischtennis lebenslänglich; Iudicium Verlag, München, DM 24,80; es gibt doch intelligente Sportbücher

Heim, Michael/ Nosko, Werner (1993): Die Ötztal-Fälschung. Anatomie einer archäologischen Groteske; Rowohlt, Reinbek, DM 32,-

Niedhorn, Ulrich (1990): The Lady from Brassempouy: a fake - a hoax?: Criteria of Aurignacian and Gravettian Sculpture; Haag + Herchen, Frankfurt

Tollmann, Alexander und Edith (1993): Und die Sintflut gab es doch. Vom Mythos zur historischen Wahrheit; Droemer Knauer, München, DM 48,-

Neuankündigungen:

Heribert Illig - Franz Löhner

Der Bau der Cheopspyramide

Von der Sellrolle als einfachsten Lösung der Transportprobleme
über Handwerkstraditionen bis zur Gesamtkalkulation

ca. 135 Seiten zahlr. Abbildungen DIN A5, Paperback 20,- DM
Auslieferung zum Jahrestreffen oder im Juni

Zweimal zum Kulturhistoriker Egon Friedell:

Heribert Illig

Schriftspieler -Schausteller

Die künstlerischen Aktivitäten Egon Friedells

317 Seiten DIN A5, Paperback 28,- DM

Es handelt sich um die Restauflage meiner Dissertation, die vom
Löcker Verlag für 70,- DM verkauft worden ist.

Heribert Illig

Karriere ist Armut an Ideen

In Sachen Innerhofer

70 Seiten DIN A5, geheftet 14,- DM

Der Nachweis, wie meine Dissertation plagiiert worden ist.

Weiterhin erhältlich:

Gunnar Heinsohn (1991): Wie alt ist das Menschengeschlecht?

Stratigraphische Chronologie von der Steinzeit zur Eisenzeit

100 Seiten 42 Abb. DIN A5, geheftet 20,- DM

Gunnar Heinsohn (1992): Perserherrscher gleich Assyrerkönige?

Assyrien ist auch in seiner persischen Glanzzeit

nicht ohne Schrift und Städte

142 Seiten 83 Abb. DIN A5, geheftet 24,- DM

Heribert Illig (1992): Chronologie und Katastrophismus

Vom ersten Menschen bis zum drohenden Asteroideneinschlag

256 Seiten DIN A5, Paperback 38,- DM

Heribert Illig (1992): Karl der Fiktive, genannt Karl der Große

Als Herrscher zu groß, als Realität zu klein

134 Seiten 24 Abb. DIN A5, geheftet 20,- DM

Vorzeit—Frühzeit—Gegenwart

Interdisziplinäres Bulletin

5. Jahrgang, 2. Heft 1993

- 3 Editorial
- 4 Einladung nach Frankfurt.
- 6 Die verjüngten Mammuts
- 7 H. Illig: Vom Ötzi und anderen Fälschungen.
Zwei Buchbesprechungen zur Alt- und Jungsteinzeit
- 12 K. Günther: Widerspricht die Gleichsetzung Assyrer-
könige = Perserkönige dem Befund der Bibel?
- 18 W. Marold, H. Schmidt, H. Illig: Vier Anmerkungen
zum Vorheft: Löwenknie, Darius II., Menschenopfer
- 20 G. Heinsohn: Die Wiedereinsetzung Armeniens in sein
archäologisches Erbe. Eine Vorschau
- 23 H. Illig: Das Ende des Hl. Benedikts? Der andere
'Vater des Abendlandes' wird auch fiktiv
- 29 W. Marold: Das lateinische Mirakel. Wurzelprobleme
der Romanistik
- 41 H. Illig: Langobardische Notizen I. Urkunden, Stuck-
figuren und kaiserlose Städte
- 57 H. Illig: St. Denis und Suger - zum zweiten. Wie ein
Karolingerbau verschwindet und Frankreich entsteht
- 72 H. Friedrich: Ein neuer Childress !
- 77 E. Mantis: Auf Schilling und Groschen
- 2 Impressum
- 23 Ein Nachschlag zum Super-Kanal
- 41 Spruchweisheit aus dem Emblematum Libellus
- 57 Öffentlichkeitsarbeit
- 72 Aus der 'Schöpfung' von Juli Gudehus
- 76 Amerika noch früher besiedelt
- 78 Neues von der Cheopspyramide
- 78 Buchhinweise
- 79 Neuankündigungen